

Karl Lang

Lebensbegegnungen

Karl Lang

Lebensbegegnungen

Rudolf-Steiner-Schule
Landschulheim Schloß Hamborn
Lehrerbibliothek
Sign. wein B lan
Inv. Nr. 3155

Vorwort

Karl Lang hat lange gezögert, bis er sich entschloß, die Bitte seiner Freunde zu erfüllen, die ihn immer wieder drängten, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Es liegt ihm nicht, viel von sich zu sprechen, und er weiß, daß er kein Mann der Feder ist. Auch für die kleinen Schriften über die geisteswissenschaftlichen Hintergründe des Entwicklungsgeschehens in der Natur, vor allem in der Pflanzenwelt, hat er nie wissenschaftliche oder literarische Ansprüche erhoben. Sie entstanden als Antworten auf Fragen, die an den erfahrenen Gärtner und Landwirt gestellt wurden. Aber gerade die bescheidene und zugleich sehr persönliche Art, in der Karl Lang seine aus der Verbindung von gärtnerischer Praxis und lebenslanger Beschäftigung mit der Anthroposophie Rudolf Steiners gewonnenen Einsichten weitergab, führte ihm viele Leser und Freunde zu. Und aus diesem Leser- und Freundeskreis kam der Wunsch, etwas von dem Weg zu hören, der Karl Lang zur Anthroposophie und zur Begegnung mit Rudolf Steiner führte.

So ist die vorliegende Schrift entstanden, die von einem bewegten Leben erzählt. Sie trägt dokumentarischen Charakter. Sie berichtet von den Schicksalen unseres Jahrhunderts aus der Sicht eines Mannes, der von sich sagt, daß er lieber mit der Natur umgehe als "mit gelehrten Leuten zu diskutieren". Darüber hinaus ist sie ein weiteres Zeugnis von einer Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner. Die Treue zu Rudolf Steiner und seinem Werk ist der Leitstern dieses Schicksals.

Friedrich Neuhausen

Vielleicht ist es ein gutes Vorzeichen, in der Nähe eines brausenden und tosenden Wasserfalles geboren zu werden. Das Wasser ist ein Zeichen kosmischer Segenskräfte. Vom Himmel fällt es hernieder, zum Himmel steigt es wieder aufwärts: ein Realsymbol der Menschenseele und ihres von Schicksalsmächten getragenen Auf- und Niedersteigens zwischen irdischen und geistigen Bereichen.

Wenn ich nach meiner am weitesten zurückliegenden Erinnerung suche, dann sehe ich mich auf dem Schoß der Mutter in einem ruhig auf dem Strom dahingleitenden Nachen. Mein Vater hält die Ruder und in der Ferne braust der Rheinfall zu Schaffhausen. Auf der Anhöhe gegenüber, im Hotel Bellevue, bin ich am 24. März 1899 geboren.

Der Eindruck, den die aufsprühend schäumenden, in ihrem Sturz tosenden Wassermassen in der Seele des Kindes hinterließen, hat nicht nur die erste Erinnerung, sondern viele Bilder aus diesen frühen Jahren geprägt. Noch heute sehe ich die geisterhaft aus dem Sturz sich hebenden Wasserdünste, wie sie in der Landschaft verschweben, Bäume und Sträucher, Wiesen und Felder benetzend. Manchmal aber, an föhnigen Tagen, waren fern im Süden auch die Alpen zu sehen, geheimnisvoll im Morgenrot wie Burgen des Himmels, aus dem die Seele des Kindes herniedergestiegen war.

Meine zweite Erinnerung führt mich in eine Winterlandschaft. Wieder sitze ich auf dem Schoß der Mutter. Aber diesmal ist es kein Nachen, was uns trägt, sondern ein Schlitten, der einen Hang hinabgleitet. Die Welt ist weißgrau verhüllt, der Himmel nicht mehr zu sehen. Doch der Schnee kündigt von ihm; in den feinen Kristallgestalten spiegeln sich himmlische Mächte.

Und ein drittes Bild: Es ist Sommer. Ich klettere einen Hügel hinauf und staune über die weißen Köpfe des Löwenzahns. Wenn man pustet, fliegen die leichten Schirmchen im warmen Wind weit weit über die Wiese.

Schließlich führt mich eine dieser ersten Erinnerungen aus dem Wunderreich der Natur nach Innen, ins Haus. Eben noch hatte ich zum Fenster hinausblickend die im Morgenrot glühende Alpenkette am Horizont bewundert, da

fesselt etwas anderes meine Aufmerksamkeit. Ich kletterte auf einen Stuhl und betrachtete die auf der Kommode aufgestellten, mit Honig gefüllten Bienenwaben. Ich beginne zu naschen. Da öffnet sich die Tür, mein Vater ergreift mich und führt mich ins Badezimmer, die klebrigen Finger zu reinigen. Das aus dem Hahn schießende Wasser beeindruckt das Kind fast ebenso wie der große Rheinfall.

Das Hotel Bellevue mit seinen Parkanlagen, die sich bis zum Rhein hin erstreckten, gehörte meinen Eltern. Mein Vater stammte aus Bellingen in Baden. Er war der Sohn eines Weinbauern und mit vierzehn Jahren in Freiburg in die Kellnerlehre getreten. Frühzeitig hatte er die Welt kennengelernt und sprach mehrere Sprachen. Die Heimat meiner Mutter war Lützelflüh. Dort verwalteten ihre Eltern ein Schloßgut. Im Hause meiner Großeltern mütterlicherseits war der Schweizer Dichter Jeremias Gotthelf (1797-1854) ein- und ausgegangen. Oft erzählte die Mutter von dem Dichter und Menschenfreund wie ihre Eltern ihn erlebt hatten. Etwas von der Geistigkeit dieses Mannes klang im Wesen meiner Mutter nach. Sie war von unendlicher Herzensgüte.

Die Atmosphäre, in der ich warm behütet aufwuchs, war bestimmt durch eine schöne Mischung von bauerlicher Naturwüchsigkeit und Freundlichkeit mit Weltoffenheit und Welterfahrung. Unser Haus hatte viele Gäste, die aus allen Weltgegenden hierherkamen. Denn der Rheinfall zu Schaffhausen gehörte damals ja zu den Sehenswürdigkeiten der Welt.

Von dem Hang aus, den meine Erinnerung mit den schwebenden Schirmchen der Pustebblumen verbindet, konnte man über den Rheinfall zum Schloß Laufen hinübersehen, dessen farbige Turmfenster in der Sommerzeit abends erleuchtet waren. Doch noch interessanter war für mich der Blick zu der Rheinbrücke, die hinter dem Fall über den Strom führte. Mit großer Spannung wartete ich auf die Eisenbahn, die über diese Brücke fuhr. Eine andere Eisenbahn fuhr hinter dem Hotel vorbei zur Station Neuhausen, wo ich oft auf den nächsten Zug wartete. Ein weiterer Anziehungspunkt für die kindliche Neugier war die Promenade, auf der am Abend die Gäste spazieren gingen und den Anblick des Rheinfalls oder des Alpenpanoramas genossen.

Als meine Eltern ein Hotel in Baden-Baden übernahmen, gab es neue Erlebnisse. Zum Beispiel der Blumenkorso. Meine Eltern gingen mit den Kindern durch die Kaiser- und die angrenzende Lichtentalerallee oder in den Kurpark, wo wir die großen, blumengeschmückten Vierspänner bewunderten, auf denen fröhliche Menschen saßen, die sich bei heiterer Musik vergnügten. Prächtiger noch ging es in den Tagen des Iffezheimer Rennens zu. Da wetteiferten die wohlhabenden Bürger mit den Kutschen des Großherzogs in der Eleganz der Gefährte, der Dienerschaft und der Pferde.

Mehrmals im Jahr besuchte Wilhelm II. die Kurstadt. Das war dann der Höhepunkt der Pracht und des Erlebnisses. Eine große Kolonne begleitete den Monarchen vom Bahnhof zum Schloß, und wir Kinder standen Spalier und schwenkten bunte Fähnchen. Oft ging ich auch zu den Tennisplätzen und sah dem schönen Spiel zu. Meine Mutter kannte die dort versammelte vornehme Gesellschaft. Der lange Mensch, der so gut mit dem Schläger umgehen konnte, war der schwedische König, und unter den Zuschauern saß mit großem Gefolge, seltsam aber in faszinierend fremdartiger Eleganz ein russischer Großfürst. Ich hatte ihn schon gesehen, denn er wohnte in einer der Villen des Hotels Stephanie in der Lichtentaler Allee, wo man ihn und auch den Schah von Persien am Abend inmitten ihrer Begleitung spazieren gehen sehen konnte.

In meinem zwölften Lebensjahr hatte ich ein seltsames Erlebnis. Ich war auf einen hohen Apfelbaum geklettert, konnte mich nicht mehr halten und stürzte zu Boden. Doch glücklicherweise war nichts gebrochen und ich trug keinen körperlichen Schaden davon. Aber ich geriet durch den Schock in einen Zustand, der mich mit einer fremdartigen Bilderwelt umgab. Dort wuchsen Zypressen, Feigen- und Olivenbäume. Die Menschen, die an mir vorübergingen, trugen römische Kleidung. Mir war zu Mute, als sei ich ein Gefangener, ein Sklave, der fern seiner Heimat leben muß.

Wenn ich heute, da ich diese Erinnerungen wieder hervorrufe, auch dieses Bild aus einem gewissermaßen leibfreien Zustand wieder vor mir habe, dann sehe ich, daß mein ganzes Leben bis etwa zum sechsundfünfzigsten Lebensjahr sehr stark von dem Gefühl der Heimatlosigkeit begleitet war. Es ist

unruhig verlaufen, und es ist mir lange Jahre nicht beschieden gewesen, zur Ruhe und Selbstbesinnung zu kommen.

Das Schockerlebnis löste viele Fragen in mir aus. Viele Male ging ich alleine zum nahen Waldsee. Ich suchte die Einsamkeit. Auch waren meine Eltern, die das Hotel Stadt Baden gekauft hatten, jetzt so sehr beschäftigt, daß es für meine Geschwister und mich kaum mehr ein eigentliches Familienleben gab. Wir waren auf uns selbst gestellt.

Ich besuchte damals die Oberrealschule und wurde durch Mitschüler mit der Wandervogelbewegung bekannt, der ich mich bald anschloß. Ich war von dem Leben in dieser Gemeinschaft begeistert. Da konnte sich die Seele entfalten. Uns verband Freundschaft und Kameradschaft. Auch einige Lehrer gehörten zu uns. Unser Ortsgruppenleiter war der Lehrer Mampell. Er hatte großen Einfluß auf uns und gab uns viel. Durch ihn lernten wir die Natur kennen. Die Schönheit der Welt ergriff uns, wenn wir auf der "Fahrt" waren oder für Wochen im Landheim lebten. Es gab während der Wanderungen Augenblicke tiefer Versenkung in die Rätsel des Lebens und der Welt. Lagerte man an einem Gebirgsbach und schaute in das fließende Wasser, in dem die Forellen ihr Spiel trieben, dann glaubte man sich in eine andere Welt versetzt. Oder es erglänzte der Sternenhimmel über uns, und wir fühlten uns von den Geheimnissen der Unendlichkeit berührt. Wie groß ist sie doch, die Welt, wie erhaben und wo endet sie?

Im Stadtheim des Wandervogels, an den Herbst- und Winterabenden, beschäftigten wir uns mit dem Werk Goethes. Wenn auch nicht viel, so konnten wir doch schon einiges erfassen, und wir ahnten, daß uns hier eine andere Welt, die Welt des menschlichen Geistes berührte.

Das Verhältnis zu unseren Lehrern, die von unseren Wanderungen wußten, war gut. Ich war bei ihnen als besonders eifriger Wandervogel bekannt, und so diskutierten sie gerne mit mir vor der Klasse über die verschiedensten Dinge. Sie nannten mich in gütiger Ironie einen "Weltverbesserer", vor allem, weil ich in der Naturkunde immer eine gewisse Opposition gegen die Entwicklungslehre, wie sie damals betrieben wurde, zum Ausdruck brachte. Das begann sozusagen mit der Weltschöpfung, die im Sinne der Kant-Laplace-Theorie erklärt wurde. Ich machte den Einwand, es müsse doch jemand da

gewesen sein, der diese Weltentstehung in Gang gebracht habe und ich mir nicht vorstellen könne, daß das der "liebe Gott" gewesen sei, vielmehr dächte ich an mächtige Wesen, die damals und heute noch das Leben des Kosmos bewegten. Aber auch die Lehre von der Entwicklung des Menschen "von unten nach oben" leuchtete mir nicht ein. Ich widersprach also immer und war ein "Weltverbesserer". Doch ich suchte nur nach klaren Gedanken, die man mir nicht geben konnte.

Einmal, es war im Jahre 1913, kamen wir von einer Fahrt nach der Badener Höhe abends zurück und schritten durch die Lichtentaler Allee. Am Kurhaus waren heute besonders viele Offiziere in den bunten Uniformen des kaiserlichen Heeres zu sehen. Inmitten eines Kreises höherer Chargen erkannten wir den Chef des Heeres, Generaloberst Helmuth von Moltke. Welche Ahnung bestimmte uns, wie gebannt stehen zu bleiben? Was bedeutete dieser Augenblick?

Bald wurde der Schleier vor dem Geheimnis der Zukunft weggezogen. Die Eltern wurden ernster. Das Hotel ging schlechter. Die Gäste aus England und Frankreich und die reichen Russen reisten ab. Hart griff das Zeitschicksal ins persönliche Leben ein. Mit Kriegsbeginn ging das Hotelgewerbe in Baden-Baden zugrunde. Meine Eltern überlebten den Zusammenbruch der Arbeit vieler Jahre nicht. Für uns Kinder, ich hatte eine Schwester und einen Bruder, begann die große Heimatlosigkeit.

II.

Meine Eltern hatten geplant, mir einmal später ihr Hotel in Baden-Baden zu übergeben und so waren noch zu ihren Lebzeiten mit einem Geschäftsfreund in Hamburg Verhandlungen darüber geführt worden, daß ich dort, in einem gut geführten Hause an der Innenalster ein Jahr als Volontär verbringen sollte. Nun war es das Nächstliegende, diesen Gedanken zu verwirklichen. Eine Zeit vieler neuer Erlebnisse und interessanter Begegnungen mit den verschiedensten Menschen begann. Es bestand ein großer Mangel an geeignetem Personal, das in der Lage war, die Gäste im Stil des vornehmen Betriebes gut zu bedienen. So konnte ich, der ich erste Erfahrungen im elterlichen Ho-

tel hatte sammeln können, das für eine gepflegte Gastlichkeit bekannt war, bald eingesetzt werden. Die Arbeit machte mir Freude. Hinzu kam, daß ich ein gutes Verhältnis zum Besitzer des Hauses hatte. Er war das Vorbild eines Prinzipals alter Schule. Alle Arbeit mußte so getan werden, daß Beschwerden seitens der Gäste gar nicht vorkommen sollten. Der Chef duldete keine Schlamperei. Aber gleichzeitig war er gegenüber dem Personal gerecht und von großer Hilfsbereitschaft. Immer hatte er ein offenes Ohr für finanzielle oder auch seelische Nöte seiner Angestellten. Während der morgendlichen Rundgänge durch das Hotel, bei denen ich den Besitzer als Volontär begleiten durfte, lernte ich ihn und den Betrieb gut kennen. Schon nach kurzer Zeit war ich in der Lage, bei der Bedienung der hochgestellten Gäste zu helfen, die unser Hotel besuchten. Einen großen Empfang gab es jedesmal, wenn Prinz Heinrich, der Bruder des Kaisers, von Zeit zu Zeit für einige Tage im Hotel logierte. Die Empfangsdamen übten sich für diese Gelegenheit in der Kunst des Hofknickses, den sie dann sehr zierlich vollführten. Einmal geriet, als ich den früheren preußischen Kriegsminister Generaloberst von Heeringen bediente, der Saalteppich unter mir ins Rutschen, und ich drohte zu stürzen. Jedoch gelang es mir, die Silberplatte mit Fisch so in der Gewalt zu halten, daß nichts verschüttet wurde und der General mir sein Lob über das Bravourstück aussprach. Einmal hatte ich auch die Bedienung bei einem Gespräch übernommen, das Prinz Heinrich, Admiral Tirpitz und Generaldirektor Ballin in einem Salonraum des Hotels über Finanzierungsprobleme führten. Außerdem war ich zeitweise im ersten Stock, der Etage der besonders guten Appartements, eingesetzt. Da bekam ich Einblicke in das Leben und Treiben der führenden Persönlichkeiten, die mich sehr sonderbar berührten. Vielleicht sah ich sogar zu viel als junger Mensch, der ich war. Aber es glitt an mir ab und nichts blieb hängen.

Ich war froh, wenn ich am Abend in meinem Zimmer im Dachgeschoß über die Ereignisse des Tages nachdenken konnte. Ich las Goethes und Schillers Werke und oft hing ich in Gedanken der nun vergangenen Wandervogelzeit nach. Wie war doch alles ganz anders geworden. Ich erinnerte mich des Abschieds von meinen Wandervogelfreunden, die mich zum Zug nach Hamburg gebracht hatten.

Während ich so in meinem Zimmer saß, erscholl oft von nebenan die schöne Tenorstimme des Opernsängers Hensel, der zu jener Zeit die Hamburger Theaterbesucher begeisterte. Dann stieg ich bei gutem Wetter auf den Turm des Hauses und schaute über das abendliche Hamburg. Vor mir lag die Innenalster. Beleuchtete Boote strebten dem Landungsplatz rechts unten am Alsterpavillon entgegen. Weiter hinten, im Rücken des Rathauses, lag die Gegend der Niederstraße. Ich erinnerte mich dann an die Lesung aus Büchern des heute vergessenen Helmut Harringa, die wir im Religionsunterricht außer der Bibellesung vorgenommen hatten. Der Pfarrer, der den Unterricht gab, hatte gemeint, es sei wichtig, auch die Schilderungen von Volksverarmung und Volkserniedrigung mit in den Religionsunterricht einzubeziehen und neben die Bibel zu stellen. Jetzt sah ich unter mir die große Stadt mit ihrer leuchtenden Fassade und vielen dunklen Straßen und Gassen. Mit einem früheren Wandervogelfreund, der als Techniker in Hamburg lebte, machte ich oft Streifzüge durch die verschiedensten Bezirke, wobei wir viel Schönes, aber auch Häßliches sahen. Manche Versuchung kam an mich heran. Ich lernte einen Afrikaforscher kennen, der mir bei einem Besuch Bilder aus aller Welt und Gerätschaften der verschiedensten Völker zeigte. Eindringlich riet er mir, den Hotelberuf an den Nagel zu hängen und mit ihm durch die Welt zu reisen. Aber ich fühlte, daß dies nicht mein Weg sei.

Großen Eindruck machte auf mich, daß eines Nachts Arbeiter an unserem Hotel vorüberzogen, die laut gegen den Krieg demonstrierten und von der Polizei auseinandergetrieben wurden.

Manche Frage stieg in mir auf. Wie würde mein Leben verlaufen? Ich stand in einem dienenden Beruf. Aber sollte der Dienst nur einer bestimmten, durch Besitz oder Adel besonders vermögenden aber auch streng beschränkten Schicht gelten? Oder gab es auch andere Möglichkeiten des Dienstes, des Dienstes an der Menschheit? Doch es war Krieg, und er schien mir damals eine Gelegenheit, hohen Zielen zu dienen. So war es fast eine Erlösung für mich, als ich die feldgraue Uniform anziehen konnte.

Psychologische Gesichtspunkte waren es, die die deutsche Heeresführung veranlaßten, Hamburger St.-Pauli-Jugend als Rekruten mit den urwüchsigen Gebirgssöhnen des Schwarzwaldes zusammenzuführen.

So waren in dem Markgräflerndorf Heitersheim die an der Waterkant Beheimateten mit den Bauernsöhnen aus den verschiedenen Hochtälern der Feldberggegend durch den Militärdienst vereint. Unverdorbenes sollte verdorbenes Menschsein aufsaugen, so sagte man sich. Da hatte ich nun Gelegenheit zu beobachten, wie diese Gegensätze im Alltag sich auswirken und wie die verschiedenen Charaktere sich ins neue Leben einfügten.

Der Feldpostpaketempfang war hochinteressant. Die Sendung für den Schwarzwälder Bauernsohn bestand in der Hauptsache aus Butter, Schinken und Käse. Sein Empfänger schlich sich mit der Liebesgabe zum Spind, um das Wertvolle neugierigen Blicken zu entziehen. Empfang der Hamburger sein Paket, dann wurden die Kameraden zusammengerufen zum einmaligen Festessen von Fischkonserven zum Kommisbrot und eingemachtem Obst mit Zwieback.

Für die badischen Unteroffiziere war der Umgang mit den Rekruten von der Wasserkante keine einfache Angelegenheit, weil sie oft deren Schlaueit und Kaltblütigkeit nicht gewachsen waren. Nun wollte ein langer, hagerer Ausbilder, von Beruf Schneider, durch forsches Auftreten imponieren, dadurch bekam er den Spitznamen: "Sergeant Rack Zack". Da sich beim Kommandieren seine Worte überschlugen, so kam der zweite Spitzname hinzu: "Marschall Marsch-Arsch". Diese Wortzusammenstellung war abgeleitet von dem Befehl "Marsch, Marsch".

Diesen Vorgesetzten konnten die Hamburger nicht vertragen. Ihm einen Fuß zu stellen, blieb nicht aus. Mit Absicht spielten sie die Ungeschickten, um ihn hineinzulegen. Dies geschah einmal bei einer Fechtübung vorzüglich. Ein Rekrut stellte sich absichtlich dumm an. Er brachte den Unteroffizier so in Wallung, daß dieser einem Soldaten das Bajonettgewehr aus der Hand riß, um dem Ungeschickten eigenhändig das Fechten vorzumachen. Auf diesen Augenblick hatte jener nur gewartet. Er ließ sich bedrängen und wartete den Zeitpunkt ab, da der Gegner sich eine Blöße gab, um diesem dann einen solchen

Stoß zu versetzen, daß er umfiel, sich überkugelte und einen Augenblick leblos dalag, um sich hernach beschämt wieder in die Senkrechte zu begeben. Nie mehr wurde der Unteroffizier für diese Ausbildungsfunktion eingesetzt.

Hier muß eingefügt werden, daß die Übenden einen Schutzpanzer trugen. Auch war an der Bajonettspitze eine Lederkugel angebracht. So konnte man fest zustoßen, ohne den Gegner zu verletzen.

Bald kam es zur ausgesprochenen Feindseligkeit zwischen Ausbildern und den Hamburger Rekruten. Erstere wagten am Abend nicht mehr zu weniger als drei Mann auszugehen; auch mieden sie die Dorfwirtschaften. Diese im Grunde treuherzigen badischen Menschen wurden mit den harten Burschen von der Wasserkante nicht so ohne weiteres fertig.

Unter den Feldwebeln waren es Originale, welche trockenen Humor mit eigenartiger Lebensauffassung verbanden. So gab uns der Kompaniefeldwebel seine Ansicht über Rekrutenerziehung mit den folgenden Worten kund: "Ihr seid noch keine Menschen, das werdet ihr erst durch meine Erziehung, habt ihr verstanden?" Wir Rekruten brüllten unser: "Jawoll Herr Feldwebel!" heraus.

Am ersten Abend meines Rekrutenseins hatte ich mit den Feldwebeln ein Erlebnis, das auf mich durch die Art, wie man mir entgegentrat, ermunternd und auffrischend wirkte.

Unser Rekrutenlogis war im Dachgeschoß des Wirtshauses "Zum Löwen". Man mußte, wenn man zum Hinterhof gelangen wollte, um sich etwas zu ergehen, drei steile Treppen heruntersteigen. Dann kam man durch eine schmale Tür ins Freie und konnte so frische Luft schnappen. Doch der Ausgang war durch drei Feldwebel versperrt. Sie waren in angeregter Unterhaltung. In der militärischen Ansprache an die Vorgesetzten noch unwissend, sagte ich die Worte: "Bitte durchgehen zu dürfen!" Einer der Feldwebel starrte mich an und entgegnete: "Kaum den ersten Tag bei uns, will er schon durchgehen, abhauen!" In der Militärsprache hätte ich sagen müssen: "Bitte die Herren Feldwebel vorbeigehn zu dürfen". Durch diese seltsame Begegnung lernten mich die gestrengen Herren näher kennen. Sie fragten mich, warum ich als Badenser von Hamburg aus eingezogen worden wäre und interessierten sich für meinen Lebensgang.

Die Ausmärsche in die Schwarzwaldberge in der frischen Luft waren für mich stärkend und keineswegs ermüdend. Die "Fahrten" während der vergangenen Wandervogelzeit kamen mir zugute. Auch die schwere Tornisterpackung machte mir da keine Beschwerden.

Mir fiel auf, daß die Bauernburschen bei den Ausmärschen zuerst schlapp machten. Das kam wohl daher, daß sie sich schlecht in eine Marschkolonne einfügen konnten. War dies doch etwas ganz anderes als der gewohnte Aufstieg zur Alm.

Die Höhenmärsche auf den Blauen und Belchen durch Tannenwäldchen, an Almen und einsamen Bauernhöfen vorbei, brachten in die Rekrutenzeit viel Abwechslung. Der Kompanieführer, ein Förster von Beruf, machte nicht die Gestalt des gestrengen Offiziers, wenn er zu Pferd vor der Kompanie erschien. Oft ritt er an uns Marschierenden vorbei und belehrte uns über die Landschaftssituation.

Bei solchen Ausmärschen taten die Hamburger Rekruten gut ihre Pflicht, da hier ausschließlich die Offiziere und Feldwebel zu befehlen hatten. Es blieben da die bodenlosen Schimpfereien, wie sie beim Exerzieren üblich waren, weg.

So ging die Garnisonsausbildung schnell herum. Die farbigen Uniformen wurden in feldgraue umgetauscht und die Helme erhielten den grauen Überzug. Es kam der Tag der Vereinigung mit den anderen Bataillonen in Freiburg i. Br. Ihm folgte die Nachtfahrt in Personenzugabteilen zur Westfront.

Mein Regimentskommandeur im Felde, Oberstleutnant von L., wurde von allen Landsern sehr geachtet. Sein rechter Arm fehlte und sein Gesicht war von einer großen Narbe gezeichnet. Die alten Leute erzählten von ihm, daß er in der Schlacht von Mülhausen dem Regiment mit gezogenem Säbel vorangestürzt war. Dabei wurde ihm der rechte Arm weggeschossen. Mit "Hurra" stürmte er weiter. Da wurde er am Kiefer schwer verletzt. Diese Verwundungen hielten ihn nicht davon ab, oft in vorderster Linie zu erscheinen und nach dem Rechten zu sehen.

"Wie war das Leben im Schützengraben?" wurde ich nach dem Krieg oft gefragt. Das ist nicht einfach zu schildern. In Erdlöchern zu leben, sich in der

Landschaft nicht frei bewegen zu können, dann fortwährend darauf gefaßt zu sein, daß eine Granate einschlägt, läßt den Menschen über Erdensein und Menschenleben nachdenken.

In des Krieges dunkeln, einsamen Nächten, im Anblick des Sternenhimmels, faßte ich den Entschluß, wenn ich heil aus dem Kriege zurückkehre, an der Erde in irgendeiner Weise wieder gutzumachen, was an ihr in dieser schweren Zeit zerstört wurde. Der Landwirtberuf schien mir dazu geeignet zu sein, denn schon am ersten Tage meines Frontdienstes übermannte mich ein schweres Schuldgefühl und ich war mir dessen bewußt, wie sehr doch hier an der Erde gesündigt wurde.

Nach einigen Tagen Schützengrabendienstes sprach mich mein Kompanieführer, ein 24jähriger Freiburger Student, indem er auf mein Wandervogelabzeichen, den silbernen Vogel auf blauem Grund hindeutete - wir durften dieses Abzeichen an der Front anheften - mit den folgenden Worten an: "Sie sind Wandervogel, dazu 'Einjähriger', mit Ihnen kann man etwas unternehmen, Sie sind von nun an mein Kompaniemeldegänger".

Von da ab hatte ich ein abwechslungsreiches Leben. Um Mitternacht war ich zwei Stunden im Vorfeld mit dem Leutnant unterwegs, um die Posten zu kontrollieren. Bei diesen Gängen in der Dunkelheit, da man sich nur bei großer Konzentration zurecht fand, fühlte ich mich von helfenden Wesen umgeben. Was war das doch für ein seltsames Gefühl, das auch andere Schützengrabenkameraden kannten. Man fühlte sich da draußen in schwierigen Situationen nie ganz verlassen und konnte erleben, wie von unsichtbarer Seite dem Landsers beigegeben wurde.

Eines Mittags in der Vorfrühlingszeit an der Front zwischen Soisson und Laon bemerkte ein Posten, wie hinter einem Wäldchen leichte Artillerie auffuhr. Der Leutnant schickte mich nach hinten, um dies dem Artilleriebeobachtungsstand zu melden. Der Weg führte über hügeliges Gelände. Beim Anblick einiger blühender Gebüsche vergaß ich plötzlich den Krieg und lauschte leisem Vogelgezwitscher. In diesem Augenblick streifte ein Schuß vorn meine Jacke. Ein feindlicher Scharfschütze hatte mich aufs Korn genommen. Ich legte mich platt auf die Erde und pirschte mich später zum Beobachtungsstand vor.

Die Ausmärsche in die Schwarzwaldberge in der frischen Luft waren für mich stärkend und keineswegs ermüdend. Die "Fahrten" während der vergangenen Wandervogelzeit kamen mir zugute. Auch die schwere Tornisterpackung machte mir da keine Beschwerden.

Mir fiel auf, daß die Bauernburschen bei den Ausmärschen zuerst schlapp machten. Das kam wohl daher, daß sie sich schlecht in eine Marschkolonne einfügen konnten. War dies doch etwas ganz anderes als der gewohnte Aufstieg zur Alm.

Die Höhenmärsche auf den Blauen und Belchen durch Tannenwäldchen, an Almen und einsamen Bauernhöfen vorbei, brachten in die Rekrutenzeit viel Abwechslung. Der Kompanieführer, ein Förster von Beruf, machte nicht die Gestalt des gestrengen Offiziers, wenn er zu Pferd vor der Kompanie erschien. Oft ritt er an uns Marschierenden vorbei und belehrte uns über die Landschaftssituation.

Bei solchen Ausmärschen taten die Hamburger Rekruten gut ihre Pflicht, da hier ausschließlich die Offiziere und Feldwebel zu befehlen hatten. Es blieben da die bodenlosen Schimpfereien, wie sie beim Exerzieren üblich waren, weg.

So ging die Garnisonsausbildung schnell herum. Die farbigen Uniformen wurden in feldgraue umgetauscht und die Helme erhielten den grauen Überzug. Es kam der Tag der Vereinigung mit den anderen Bataillonen in Freiburg i. Br.. Ihm folgte die Nachtfahrt in Personenzugabteilen zur Westfront.

Mein Regimentskommandeur im Felde, Oberstleutnant von L., wurde von allen Landsknechten sehr geachtet. Sein rechter Arm fehlte und sein Gesicht war von einer großen Narbe gezeichnet. Die alten Leute erzählten von ihm, daß er in der Schlacht von Mülhausen dem Regiment mit gezogenem Säbel vorangestürzt war. Dabei wurde ihm der rechte Arm weggeschossen. Mit "Hurra" stürmte er weiter. Da wurde er am Kiefer schwer verletzt. Diese Verwundungen hielten ihn nicht davon ab, oft in vorderster Linie zu erscheinen und nach dem Rechten zu sehen.

"Wie war das Leben im Schützengraben?" wurde ich nach dem Krieg oft gefragt. Das ist nicht einfach zu schildern. In Erdlöchern zu leben, sich in der

Landschaft nicht frei bewegen zu können, dann fortwährend darauf gefaßt zu sein, daß eine Granate einschlägt, läßt den Menschen über Erdensein und Menschenleben nachdenken.

In des Krieges dunkeln, einsamen Nächten, im Anblick des Sternenhimmels, faßte ich den Entschluß, wenn ich heil aus dem Kriege zurückkehre, an der Erde in irgendeiner Weise wieder gutzumachen, was an ihr in dieser schweren Zeit zerstört wurde. Der Landwirtberuf schien mir dazu geeignet zu sein, denn schon am ersten Tage meines Frontdienstes übermannte mich ein schweres Schuldgefühl und ich war mir dessen bewußt, wie sehr doch hier an der Erde gesündigt wurde.

Nach einigen Tagen Schützengrabendienstes sprach mich mein Kompanieführer, ein 24jähriger Freiburger Student, indem er auf mein Wandervogelabzeichen, den silbernen Vogel auf blauem Grund hindeutete - wir durften dieses Abzeichen an der Front anheften - mit den folgenden Worten an: "Sie sind Wandervogel, dazu 'Einjähriger', mit Ihnen kann man etwas unternehmen, Sie sind von nun an mein Kompaniemeldegänger".

Von da ab hatte ich ein abwechslungsreiches Leben. Um Mitternacht war ich zwei Stunden im Vorfeld mit dem Leutnant unterwegs, um die Posten zu kontrollieren. Bei diesen Gängen in der Dunkelheit, da man sich nur bei großer Konzentration zurecht fand, fühlte ich mich von helfenden Wesen umgeben. Was war das doch für ein seltsames Gefühl, das auch andere Schützengrabenkameraden kannten. Man fühlte sich da draußen in schwierigen Situationen nie ganz verlassen und konnte erleben, wie von unsichtbarer Seite dem Landsknecht beigestanden wurde.

Eines Mittags in der Vorfrühlingszeit an der Front zwischen Soisson und Laon bemerkte ein Posten, wie hinter einem Wäldchen leichte Artillerie aufzuckte. Der Leutnant schickte mich nach hinten, um dies dem Artilleriebeobachtungsstand zu melden. Der Weg führte über hügeliges Gelände. Beim Anblick einiger blühender Gebüsche vergaß ich plötzlich den Krieg und lauschte leisem Vogelgezwitscher. In diesem Augenblick streifte ein Schuß vorn meine Jacke. Ein feindlicher Scharfschütze hatte mich aufs Korn genommen. Ich legte mich platt auf die Erde und pirschte mich später zum Beobachtungsstand vor.

Wenn ich gegenwärtig an diese Situation zurückdenke, sage ich mir, daß es in einer Kriegssituation niemals Zufallstreffer gibt. Auch hier wird der Menschen Leben von übersinnlichen Mächten abgewogen.

Einmal bekam der Zugang zum Kompaniegefechtsstand einen Volltreffer. Ein, die erste Nacht an der Front sich befindender Fahnenjunker wurde von einer Unzahl kleiner Splitter getroffen. Der Kompanieführer wurde am Kopf verwundet. Ihm kam der Heimatschuß sehr gelegen. Er sagte zu mir, er wollte alles unternehmen, um in die Nähe seiner Braut im heimatlichen Freiburg ins Lazarett zu kommen.

Beim Fahnenjunker konstatierte der Feldarzt: "Der hats auf 99 Splitter gebracht", das heißt, er hat noch eine Lebenschance. Das war so eine Frontredensart. Bei 100 war eben das Maß für ein Feldbegräbnis voll und bei 99 stand es auf der Kippe.

Das Eigenartige bei diesem Feuerüberfall war, daß sich Leutnant und Fahnenjunker kurz vor dem Volltreffer noch im Gespräch vor dem Bunkereingang befanden und wie durch innere Macht angetrieben die Besprechung im Unterstand fortsetzten. So waren sie beim Einschlag einigermaßen in Dekkung.

Schwer auf die Seele fiel mir immer der Übergang von der Front zur Etappe, wenn es in die Ruhestellung ging. Die flandrischen Städtchen mit den schönen Bauten gefielen mir sehr. Wie erschütterte mich der Anblick des zerstörten "Westrosebeke" in Flandern.

Wie sah es überhaupt an der Flandernfront um das völlig eingeebnete Langemark aus, von dessen Kathedrale nur noch Ruinenreste emporragten. Hier überraschte uns einmal in den Maitagen ein Wolkenbruch, der das Trichter- und Gelände unter Wasser setzte. Jedermann mußte sich über den Trichterrändern in besondere Positur begeben, um nicht ins Wasser abzurutschen. Eine höhere Gewalt hatte hier für Stunden den vollkommenen Waffenstillstand angeordnet.

In der flandrischen Ebene zur Küste hin gab es keine Unterstände, nur Bunkeraufbauten, deren Nichtzerstörtwerden auf gegenseitiger Toleranz als Lebensnotwendigkeit beruhte. Schlimm war in dieser Gegend das Essenholen von der in rückwärtiger Stellung liegenden Feldküche. Wie oft kamen Leute

und Essen vollständig durchnäßt und beschmutzt im Bunker vorn an. Heute kommt es mir wie ein Wunder vor, daß wir Soldaten wochenlang ein solches Leben führen konnten.

Einen Gegensatz zu den flandrischen Ebenen bildeten die Maashöhen und der Argonnerwald. Als Meldegänger lernte ich diesen dunklen Wald mit seinen stillen Bewohnern, den Elementarwesen, kennen. Man muß sich in die Lage des Frontsoldaten um Mitternacht versetzen können, um dieses übernatürliche oder man kann auch sagen unternatürliche Gefühl zu begreifen.

Es ist kein ausgesprochenes Hellsehen, was man da hatte, es war mehr ein Hellfühlen, das einem mit untersinnlichen Wesen zusammenführte. Sie haben mich einmal als Meldegänger davor bewahrt, mit einer Gruppe, die ich in die neue Stellung einführen sollte, in eine sehr schwierige Lage zu geraten. Wie durch eine seltsame Hand wurde ich zurückgehalten, weiter nach vorn zur Front zu pirschen. Mir wurde bewußt, daß ich mich im feindlichen Graben befand und ordnete den Rückmarsch an. Die Bedrohung der Vorhut, welche hinter mir her schlich, war gebannt und wir fanden uns bald mit den abzulösenden Kameraden zusammen.

Ein andermal lag ich mit einer Gruppe in einem großen Trichter, als in mir stark das Gefühl hochstieg, daß ich hier sofort weg müßte. Die inneren Stimme gehorchend, verschanzte ich mich mit der Gruppe dreißig Meter weiter rechts. Kaum dort angelangt, schlug eine schwere Granate dicht neben dem von uns verlassenen Trichter ein.

Hervorgerufen durch die Frontatmosphäre warnten innere Stimmen vor drohenden Gefahren. Wirkende Wächter waren es, die dem Frontsoldaten zu Hilfe kamen und ihn beschützten.

Unauslöschlich steht der Frontabschnitt von Reims vor meinem Auge. In der Ferne lag die Kathedrale. Sie ragte stolz mit den Türmen zum Himmel und die Treppen zum Unterstand führten tief in die Erde hinein. In ihm wurden die Soldaten leiblich und seelisch durch die Kreideeinwirkung ausgelaugt. Da unten war das Dasein ein Grab. Der Tod war immer zugegen, die Erstarrung durch Kalk und Kreide beherrschte alles.

Dann kam die Zeit an der Front vor Verdun. Graben und Trichter, Festungswall und Bunker lagen meistens unter Feuer. Von welcher Macht wurde dies Stück Erde beherrscht? Gab es hier Antriebe aus einer Unterwelt? Gab es hier Befehle aus einer Teufelsschlucht? Wie wird hier das Ende aussehen? Wird hier jemals wieder Frühling werden? Solche Fragen stellten wir uns damals alle.

Noch gab es an der Westfront einen Teil, der keiner Hölle glich. Das war die Vogesenfront. Wie muteten hier in dieser Bergwelt die Schützengräben und Artilleriestellungen an. Mahnte hier nicht die Erhabenheit der Natur, dem mörderischen Getriebe Einhalt zu gebieten?

Auch der Kemmel an der flandrischen Grenze ragte noch erhaben zum Himmel. Von seinen Höhen konnte man bis zu den Ebenen vor Paris blicken. Ihn wollten im Frühjahr 1918 die deutschen Truppen einnehmen. Wir lagen vor ihm, bekamen aber von dem Unwetter, das die Sturmtruppe dort erwartete, nichts zu spüren. Denn wir wurden nach Norden gegen Blankenberghe hin abtransportiert und fuhren durchs flandrische Land zu unversehrten Küstenstädtchen.

Wie war es allen zu Mute, nun drei Wochen lang im vom Krieg wenig berührten Küstengelände Aufenthalt nehmen zu können. Doch was sollte dies Manöver?

Neue Gruppen, neue Einheiten wurden bei uns gebildet. Die Division bestand nur noch aus Stoß- und Sturmtruppe. Es gab strammen Dienst. Umsomehr freute man sich, in der Freizeit im noch kalten Wasser des Aermelkanals Badeversuche machen zu können.

Weit drüben lag die englische Küste. Wollte man den Versuch machen nach England überzusetzen? Hat sich die oberste Generalität so etwas ausgedacht? Das waren unsere Fragen.

Es kam wohl anders als im großen Hauptquartier geplant. Die deutschen Angriffe in der Marnegegend scheiterten. Der Feind ging zum Gegenangriff über. So wurde aus unserer Truppeneinheit eine "fliegende Abwehrdivision". Diese bestand aus Truppe mit leichten Maschinengewehren, die in enger Verbindung mit der Feldartillerie standen. Es waren alles bewegliche Einheiten, die von nun an bei durchbrochenen Frontteilen eingesetzt wurden

und fürwahr ein abenteuerliches Leben führten.

Neue Landschaften lernten wir kennen, in denen bis dahin wenig Kampfhandlungen stattgefunden hatten. An der Aisne bei Berry au Bax standen wir im Juni einer amerikanischen Truppe gegenüber. Sie waren des Krieges ungewohnt und wir machten Gefangene und eroberten wunderbare Eßwaren. Was gab es alles an Früchten, Back- und Räucherwaren!

Ein Oberleutnant war unter den Gefangenen. Er sprach fließend Deutsch und - oh Wunder - es stellte sich heraus, daß er lange vor dem Kriege in unserem Regiment, dem 4. Badischen Infanterieregiment, gedient hatte. Als er dies erfuhr, machte er ein sehr verduzttes Gesicht und erzählte uns aus seiner Lebensgeschichte, daß er als Ingenieur im Jahre 1908 nach dem Westen ging und als amerikanischer Staatsbürger Reserveoffizier wurde.

Beim Absuchen des Geländes fand ich in der Brusttasche eines gefallenen Negers eine deutsche Bibel in der lutherischen Übersetzung. Mit einigen Zeilen von mir geschrieben verpackte ich das Kleinod, das ein Mädchenbildnis - wohl das seiner Braut - in sich barg. Doch konnte ich das Päckchen erst nach längerer Zeit der Feldpost übergeben.

Viele Tote lagen friedlich unter dunklen Tannen, während wir in Lastwagen nach Nordwesten zum Aisne-Oise-Kanal gefahren wurden, wo unser Einsatz nötig war. Dort gerieten wir in eine Umzingelung. Beim Ausbruch aus dieser sind viele von uns gefallen.

Mir ist es heute, wenn ich diese Zeilen schreibe, ein Rätsel, wie man solch ein Leben, wie man es in der "fliegenden Abwehrdivision" führte, überstehen konnte. Damals war es uns allen eigenartig zu Mute. Wie wird es weitergehen? Der Hochsommer war vorüber, erste Nebel strichen über die kalkige Oiseebene. Wie erquickend war selbst eine nur kurze Pause, in welcher man sich in einen offenen Heuschaber schleichen konnte, um einige Stunden zu liegen und sich zu erwärmen.

Mitte Oktober wurden wir südlich von St. Quentin eingesetzt. Bei Essigni le Petit war die Front erneut durchbrochen. Wir verschanzten uns in einer Igelstellung so, daß wir auf jeden Angriff von Süd und West vorbereitet waren.

Diesmal wurde nicht französische Kavallerie zur Geländesichtung eingesetzt.

Tiefflieger brausten über unsere Köpfe weg und konnten so der feindlichen Artillerie anzeigen, wo wir lagen. Artilleriefeuer setzte ein und kam näher. Mit anderen Kameraden zusammen verschanzte ich mich in einem ehemaligen provisorischen Unterstand. Wir bekamen einen Volltreffer. Vom Leibe gelöst, fühlte ich mich von seltsamen Wesen umgehen, die an mir zertritten, bis ich aus dem Tummel aufwachte. Zuerst konnte ich kein Glied bewegen. Langsam fühlte ich Leben in meinem Körper ziehn. Blut floß vom Kopf herunter und verklebte die Uniform. Das linke Knie schmerzte. Die rechte Hüftseite war wie tot. Der Luftdruck hatte mich an die Wand gepreßt. Die Feldtasche mit dem kostbaren Inhalt: "Goethes Faust" war zerfetzt. Ich hielt Umschau. Waren die Kameraden tot? Ja, ich erfuhr es später.

Lebensbejahung half mir aus dem Unterstand. Ich schleppte mich zum Dorf Essigni le Petit, wo unser Lazarettauto zuletzt stand. Es war Gottseidank noch da. Die Sanitäter kamen mir mit einer Bahre entgegen. In einem Keller wurde ich provisorisch verbunden und landete bald im Feldlazarett.

Völlig entkräftet schlief ich ein und wußte nicht, was weiter geschah. Wie ich die Augen wieder aufschlug, sah ich in das Antlitz einer Krankenschwester. Es war mir als hätte ich einen Engel vor mir als sie mich mit den Worten anredete: "Sind Herr Pascha aufgewacht und fühlen sich munter? Wollen Herr Pascha sich im Spiegel besehen?"

Erstaunt sah ich sie an und ins Spiegelglas, das sie mir entgegenhielt. Ja, auf dem Kopfe trug ich etwas, was einem Turban glich. Man hatte mir die Schädeldecke etwas geöffnet und darüber ein Drahtgestell mit Verband aufgesteckt. Ich sah tatsächlich wie ein türkischer Pascha aus.

Nun mußte ich still liegen, zudem mein linkes Knie, aus dem ein Splitter herausgeholt worden war, in Gips lag. Diese Ruhezeit pflegte ich mit Gedanken über das Dasein auszufüllen. Ich vermisse Goethes "Faust", dessen Inhalt ich noch nicht verstand, aber dessen Sprache mich immer aufmunterte.

Mit der Schilderung überirdischer Wesen, die in Goethes Faust zweiter Teil vorkommen, konnte ich jetzt etwas anfangen. In den letzten Wochen, in den Monaten der Frontzeit hatte ich da nicht Bekanntschaft mit diesen Wesen gemacht? Und zuletzt, vor diesen vergangenen paar Tagen, nach dem Voll-

treffer in den Unterstand? Was waren das für Schutzwesenheiten, die mich zur Erde zurückholten?

Die Herbstsonne schien aufs Bett. Golden erleuchtet war das welke Laub draußen im Park. Meine Gedanken gingen in die Heimat Baden-Baden ans Sterbebett der Mutter, Ihre letzten Worte an uns Kinder waren gewesen: "Ich werde im Himmel immer an Euch denken".

In meiner Nachttischschublade lag das Päckchen, das ich als letzte Feldpost empfing. Darin lag ein Brief, in welchem die Mutter meines Wandervogelfreundes P. Z. mir berichtete, daß dieser bei den schweren Kämpfen an der Marne (1918) gefallen sei. Sie schrieb, daß sie davon wußte, daß wir beiden Freunde uns intensiv mit Goethes Faust beschäftigt hätten. In letzter Zeit hätte sich ihr Sohn mit einem Schriftsteller befaßt, der ausführlich von dem Dasein einer geistigen Welt berichtete. Sie habe nun eine Abhandlung von dem Verfasser der Schrift beigelegt. Es war ein Auszug aus dem Kapitel "Die Weltentwicklung und der Mensch" aus dem Buche "Die Geheimwissenschaft im Umriß" von Rudolf Steiner.

Nach einigen Tagen war ich soweit bei Kräften, daß ich mich in das Neubekommene vertiefen konnte. Zuerst las ich nur Bruchstücke, doch bald fesselte mich die Schrift unermesslich.

Später, im Lazarettzug, waren die Aufzeichnungen und Auszüge der Wandervogelmutter meine Begleiter in die Heimat. Als der Zug über die Kölner Rheinbrücke fuhr, läuteten die Domglocken kräftig. Das war "Empfang und Zukunftshoffnung". Wie lange hatten wir an der Front kein Glockengeläute gehört.

Für die trostlose Lage in der Heimat war es bezeichnend, daß so ein Transportzug mit Schwerverwundeten zehn Tage unterwegs war, bis ein Lazarett im fernen Osten die halbtoten Insassen endlich aufnehmen konnte.

So ging die Fahrt zuerst südwärts den Rhein entlang bis Darmstadt, dann nordwestwärts an der Warthburg vorbei nach Eisenach, um schließlich am 9. November im Schlesischen Bahnhof in Berlin zum vorübergehenden Aufenthalt sich einzufinden. Der Krieg war zu Ende und die Revolution ausgebrochen.

Unser männliches Pflegepersonal war dem Zug entwichen. Die neue Besatzung des Bahnhofes, es waren Revolutionäre, kontrollierten den Zug. "Wat denn, wat denn, ist keine Bedienung hier im Lokal" hörten wir sie rufen. Sie verließen schweigend dann den Zug. Totenstille war eingetreten. "Was nun", so fragten wir uns.

Was dann geschah werde ich nie vergessen. Die Frauen der Berliner Revolutionäre brachten uns Essen und Getränke. Auch Krankenschwestern erschienen zu der so notwendigen Pflege. So hatten also die "Roten" schnellste Hilfe zusammengetrommelt und manchem von uns wurde damit sehr geholfen.

Wir verlebten drei Tage im Schlesischen Bahnhof. Da wir nicht in Berlin untergebracht werden konnten, mußte der Lazarettzug weiter nach Osten über Frankfurt an der Oder bis nach Posen geleitet werden.

Es war in dieser Zeit und in den folgenden Jahren billig, über die "Roten" zu schimpfen und sie als Untermenschen hinzustellen. Was hatten die Menschen in der Großstadt Berlin an Hunger, Not und Kummer mitgemacht. Wie brachten sie aber in diesen schwerwiegenden Novembertagen soviel Einsatzbereitschaft auf? Und die Verantwortlichen, wie benahmen die sich in dieser nationalen Misere? Sie vertuschten die wahre Sachlage und brachten die Märe vom "Dolchstoß von hinten" auf.

Das Hauptfestungslazarett Posen war übervoll. In Baracken wurden Betten für uns zusammengestellt. Auch der Operationsraum war ein Provisorium. Es war eiskalt. Der eiserne Ofen in der Ecke verschaffte nicht die nötige Wärme. Gottlob hatten sich bei mir keine Komplikationen eingestellt. Die Hauptsache war, daß mein Kopfverband aushielt und der Gipsverband am linken Bein fest blieb. Schon machte ich die ersten Gehversuche.

Das Posener Gebiet wurde von Polen besetzt. Dadurch bekam ich Wanderrungsgelüste und verschaffte mir eine Uniform mit warmem Mantel. Anfang Dezember war es soweit, daß ich die Baracke verlassen konnte und ein Fuhrwerk mich zum Posener Hauptbahnhof fuhr.

Da stand ich bald vor einem überfüllten Zug nach Berlin. Die Eingänge waren verstopft, so daß ich in meinem Zustand unmöglich in ein Abteil gelangen konnte. Alles war zur Abfahrt bereit. Da wurde plötzlich ein Abteilfenster

heruntergelassen und eine Stimme rief: "Kommen Sie Kamerad". Vier Arme zogen mich durchs Fenster in ein rotes Polsterabteil, das von einem General und zwei Hauptleuten besetzt war. Das war ein Glücksfall ohnegleichen. Man machte mir sogar Platz, damit ich mich hinlegen konnte.

In Berlin brachten mich die beiden Hauptleute zum Anhalter Bahnhof auf den Zug in die Basler Richtung. Die Adresse der beiden guten Kameraden hatte ich aufnotiert aber unterwegs verloren, so daß ich mich nicht schriftlich bedanken konnte.

In Baden-Oos stieg ich aus dem Zug, denn ich wollte nach Baden-Baden, in meine Heimat. Im Badener Stadtbahnhof wurde ich von einem mir aus der Jugend gut bekannten Menschen begrüßt. Er stand am Zuge, um wie in alten Zeiten das Gepäck seiner Kundschaft, den vornehmen Badegästen zu den Droschken, die am Bahnhof immer zur Ankunft der Züge sich einfanden, zu tragen. Der "Dienstmann" M. hatte in meiner Jugendzeit neben seiner obligatorischen Tätigkeit am Bahnhof bei meinen Eltern die Gartenanlage ihres Hotels besorgt. Ich hatte ihm dabei oft geholfen.

Er erkannte mich sofort und freute sich sehr, seinen "Scharlie", denn so wurde ich als Knabe genannt, wiederzusehen. Er merkte gleich, daß ich nicht gut gehen konnte und brachte mich zu einem Viktoriawagen.

Doch wohin soll die Fahrt gehen? Ins Hauptlazarett wollte ich auf keinen Fall. Da ich alte Wandervogelfreunde hatte, sollten die mich beraten. So ließ ich mich zu der Kaufmannsfamilie S. fahren, die ehemals mit meinen Eltern befreundet war und deren beide Jungen zur Wandervogelgruppe gehörten. Es war Nachmittagszeit als ich dort ankam.

Freudigst wurde ich willkommen geheißen und zum Tee eingeladen. An der Tafel saß auch eine Persönlichkeit in der Uniform eines Lazarettverwaltungsbeamten. Mit ihm kam ich bald ins Gespräch. Als ich ihm sagte, in welcher Art ich als Verwundeter in Baden-Baden unterzukommen wünschte, meinte er, daß ich der Mann wäre, den er seit Tagen suchte. Er war der Verwalter vom Johanniterlazarett im Hotel "Darmstätter Hof". Von diesem Posten wollte er loskommen und somit vom Militär entlassen werden, denn er hatte ein Angebot von der Firma Stinnes in Mannheim bekommen, die ihn als Kaufmann engagieren wollte. Er sagte mir, er würde alle Hebel in Be-

wegung setzen, damit ich auf seinen Posten käme.

Da ich noch als Verwundeter galt und nur für Stundentätigkeit in Frage kam, schien diese Angelegenheit nicht einfach zu sein. Doch ich hatte Glück und in den nächsten Tagen öffneten sich mir alle Wege. Der Chefarzt des Lazarets Dr. v. L. war einverstanden, daß ich als Verwalter in den "Darmstätter Hof" kam. Er war vor dem Kriege Hausarzt meiner Eltern und kannte mich also schon, wenn auch als Buben. Er meinte, ich könnte trotz meiner Verwundung diese Arbeit durch die Mithilfe der Ordonanzen leisten. Er übergab mir ein Begleitschreiben an den Stadtkommandanten, bei dem noch angefragt werden mußte und der die letzte Entscheidung zu treffen hatte.

Als ich auf dem Rathaus die Räume des Stadtkommandanten betrat, gab es eine große Überraschung und herzliche Begrüßung. Mein früherer Wandervogelfreund E.H. saß hinter dem großen Schreibtisch als Adjutant des Stadtkommandanten. Wir waren im Felde oft zusammen getroffen, weil sein Feldartillerieregiment, dem seine Batterie zugeteilt war, die Gefechts-handlungen unserer Division unterstützte. Nach meiner Verwundung hatte er nichts mehr von mir gehört und war nun sehr erfreut, mich wiederzusehen. Er unterstützte mein Vorhaben.

Die Tätigkeit, das ganze Leben im Johanniterlazarett, war angenehm. Nicht nur wegen des Paradiesbettes, in welchem ich schlief, sondern auch wegen der guten Zusammenarbeit mit den Ordonanzen, die mir fast alle Arbeit abnahmen. Nicht so einfach war der Umgang mit der alten Offiziersgeneration, die täglich mit tausend Wünschen ankam. Doch ich hatte ja in meiner Hamburger Volontärzeit manchen Ratschlag von meinem Chef bekommen, der mir nun zu Gute kam. So konnte ich manche Hürde überspringen.

Abends im Zimmer, auch tagsüber hatte ich manchmal Zeit dazu, vertiefte ich mich in Rudolf Steiners: "Die Weltentwicklung und der Mensch". Immer mehr ließ ich mich von dieser Schrift über die weiten kosmischen Bereiche und das menschliche Innenleben unterrichten.

Als mein Knie ausgeheilt war, machte ich den Gang zur Mutter meines an der Marne gefallenen Freundes. Wie dankte ich ihr für die letzte Feldpostsendung. Doch wurde es mir schwer, mein Innerstes zu offenbaren. Ich war noch zu sehr im Aufnehmen des geisteswissenschaftlichen Gutes, um das für

diese Begegnung Richtige in würdiger Weise in Worte zu bringen. Das Zusammensein löste Traurigkeit aus. Die Frage war, wie findet man den Zugang zu den Toten. Und im Schmerzempfinden konnte ich nicht große Worte reden. Doch nahm ich nach dieser Zusammenkunft meinen Freund doppelt in meinem Herzen auf.

Ich sagte mir, was ist zu tun, um dem Geschehnis der Opfertode im Weltkrieg gerecht zu werden. Nichts ist damit getan, daß man vergangene kriegerische Heldentaten feiert und nicht merkt, daß die Zeiten von 1914-18 an den Menschen rütteln wollen.

Woher kam doch am Ende meiner Volontärzeit in Hamburg der Entschluß mich zum Felddienst zu melden? Er kam aus der Ahnung, daß das kriegerische Geschehen, an welchem man da teilnehmen konnte, gerade die Menschen aufrütteln würde, die an verantwortungsvoller Stelle stehen. Denn viel an Entartung war mir entgegengetreten.

Nun führte mich das Schicksal zum Johanniterlazarett im Hotel Darmstätter Hof. Da hatte ich wiederum mit Menschen zu tun aus derselben Gesellschaftsschicht wie seinerzeit im Hotel an der Innenalster in Hamburg. Mir wurde bewußt, daß dieselben wenig von der Schicksalsforderung merkten.

Sonderbarerweise waren diese Offiziere trotz all des Elends, das auf das Deutsche Volk herunterhagelte, noch in der Lage, in jeder Weise ein komfortables Leben zu führen. Und ich hatte den Eindruck, daß sie mit Selbstverständlichkeit das Bestreben hatten, dieses Leben weiterzuführen.

So sagte ich mir, daß ich mich späterhin nach meiner Entlassung Menschen zuwenden wollte, welche sich zum Ziel gesetzt haben, an Erde und Mensch neu zu gestalten.

So kam der Tag meiner Entlassung aus dem Lazarett und damit auch das Ende meiner Militärzeit zum Frühlingsbeginn 1919 heran.

Erschreckend war zu sehen wie verhärrt und mager die Menschen, mit denen ich in Karlsruhe zusammentraf, aussahen, als ich am 15. März 1919 auf dem Wehrkommando meine Entlassungspapiere abholte. Da wurde ich erst recht des Elends und der Not in der Heimat gewahr.

Hatte ich doch die letzten Wochen in Baden-Baden in einer Umgebung gelebt, in der man wenig von der über das Deutsche Volk hereingebrochenen Armut verspürte.

Noch nicht im Besitze von Zivilkleidung trug ich guten und haltbaren feldgrauen Stoff am Leibe, der mich lange Zeit bekleidete. Mein erster Gang war zum Karlsruher Zweig der Anthroposophischen Gesellschaft. Der ehemalige Wandervogelfreund O.K., zu dieser Zeit ebenfalls vom Militär entlassen, kam mit mir zu einem Einführungsabend. Uns fiel auf, wie so ein besonderer Menschenschlag da beisammen war. Besonders beeindruckten uns die Frauen, welche in der Mehrzahl waren, mit ihren geistvollen Gesichtszügen und sonderbaren, vorwiegend lilafarbenen Kleidern, die gar nicht unschön waren. Wir beide fielen wiederum durch unsere feldgraue Uniform auf.

Am Rednerpult erschien ein älterer Herr im schwarzen Gehrock und einer lose gebundenen dunklen Krawatte. Seine Ausführungen hielten sich an die Aufzeichnungen an einer großen, schwarzen Tafel, darstellend die verschiedenen Zeiträume der Weltentwicklung.

Diese waren für uns beide sehr interessant. Jedoch waren wir die nächste Zeit uns selbst überlassen im Studium an dem Werk Rudolf Steiners. Unser Lebensweg mußte sich in irgendeiner Weise erst einmal festigen.

Interessant war, wie mein Freund O.K. den Schriften Rudolf Steiners begegnet war. Er hatte den Weltkrieg in der Türkei, im Hauptquartier des Generalfeldmarschall von der Goltz-Pascha als Ordonanzoffizier mitgemacht. Bei dieser Gelegenheit lernte er neben mancher Dekadenzerscheinung am Sultanhof auch arabisches Gelehrtentum kennen. Sein Vorgesetzter, der Feldmarschall war sehr gebildet und klärte ihn über die dem Mitteleuropäer so fremde östliche Welt auf. Durch ihn wurde er auch mit Schriften Rudolf Steiners

bekannt gemacht. Der Feldmarschall sagte zu ihm, daß diese die richtige, dem Europäer angemessene Orientierung brächten.

Da ich mir vorgenommen hatte, die Landwirtschaft zu erlernen, fuhr ich nach Stuttgart, der Zentrale der Anthroposophischen Bewegung in Deutschland, um mich zu orientieren, ob in einem von Anthroposophen bewirtschafteten Gute eine Stelle als Volontär frei wäre. Dort erfuhr ich, daß dies nicht der Fall sei. Es wurde mir gesagt, daß Lehrstellen auf Gütern, die nach neuen Richtlinien arbeiteten, erst geschaffen werden müßten.

Durch die Vermittlung einer ehemaligen Wandervogelmutter kam ich bald zu einer Lehrstelle auf einem größeren Gut am Bodensee. Das burgähnliche Schloß, inmitten dieses landwirtschaftlichen Betriebes, war von einem breiten Wassergraben umgeben, an dessen Südseite gegen den See hin sich ein Park mit seltenen Baumbeständen anschloß. Nordwärts lagen die Stallungen, Kornspeicher und zwei zierliche Gebäude mit großen Balkons. Darinnen wohnten der Verwalter und der Obermelker.

Anfang April fing ich in diesem, mir noch fremden Beruf, an. Auf freundlichste empfing mich mein zukünftiger Chef, der General a.D. K. Es war gegen fünf Uhr nachmittags als ich ankam, und so wurde ich zum Tee ins Schloß eingeladen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Familie meines Chefs kennen. Es waren die Frau Generalin, eine vierzigjährige, sehr vornehme Dame und die beiden Töchter, sechzehn und achtzehn Jahre alt, anwesend. Sie waren sportlich gekleidet und gerade von einer Ausfahrt mit dem Viktoriawagen zurückgekommen. Dann wurde mir noch ein Besuch, ein Major a.D. M. vorgestellt. Zu Beginn des Gesprächs mußte ich über den Ablauf meiner Felddienstzeit Auskunft geben. Die beiden Offiziere hatten den Krieg nur am Anfang mitgemacht. General und Major wurden in der Marneschlacht im September 1914 so verwundet, daß sie ihren Dienst aufgeben mußten. Nun kamen sie mit den verschiedensten Fragen, den Schützengrabenkrieg betreffend. Mitfühlend meinte der General, daß ich wegen meiner Verwundung noch geschont werden müßte. So war es halbacht Uhr abends geworden, als die beiden Herren mit mir zur Stallbesichtigung aufbrachen.

Im Pferdestall trafen wir mit dem Verwalter zusammen. In den Boxen standen vier schwere "Belgier", zwei Hannoveraner Reitpferde und zwei Ponny's. Der General sagte, ich solle in Zukunft die leichten Pferde übernehmen. Der Verwalter meinte, die Tiere wären in Ordnung bis auf das eine Ponny, das mache beim Anschirren große Schwierigkeiten. Wenn ich das Ponny zahm machte, wäre ich im Gutsbetrieb sehr angesehen. Aufmunternd schaute mich der General an, während der Major mit geteilten Gefühlen seitwärts blickte.

Am nächsten Morgen fand ich mich allein im Stall ein. Die vier Belgier waren schon draußen bei der Arbeit. Nach dem Füttern und Säubern mußte ich ja nun den beiden Ponny's das Geschirr anlegen und sie zum Kutschieren fertig machen. Bei dem einen Tier gelang dies vorzüglich. Dann stand ich vor der Box des "Hänschen", so hieß der Schwerenöter, und überlegte, wie die Prozedur zu bewerkstelligen sei. Das Tier stand schräg in der Box, legte die Ohren zurück und schaute mich mißtrauisch an. Dies alles versprach nichts Gutes. Folgender Zufall kam mir nun vortrefflich zu Hilfe. Ich mußte plötzlich niesen. Dieser Vorgang - für mich eine Erleichterung - wirkte wie ein Warnschuß auf das Ponny. Es zitterte am ganzen Leib, spitzte die Ohren und drückte sich an die Wand. Diese Gelegenheit nahm ich wahr und warf "Hänschen" das Geschirr über.

Zum Erstaunen des Generals und des Verwalters, welche auf dem Wege zum Stall waren, um nachzuschauen, wie wohl die Situation dort war, führte ich die beiden Ponny's zum Viktoriawagen, um anzuspinnen. Das Ponny hatte einen heillosen Respekt vor mir, und es blieb ein Geheimnis zwischen "Hänschen" und mir, woher dies kam.

Meine Haupttätigkeit am Anfang meiner Volontärzeit war das Begleiten des Generals auf seinen Reit- und Kutschtouren. Dadurch lernte ich viele landwirtschaftliche Betriebe in der Bodenseegegend kennen. Im Mai brach man schon um drei Uhr morgens zum Reiten oder Kutschieren auf. Der General liebte die Dämmerung. Es war erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Pferde im Nebel den Reiter trugen oder mit dem Landauer dahintrabten.

Bei diesen Ritten und Fahrten erzählte der General aus seinem erlebnisreichen Leben, von seinen Schwarzwaldtouren mit dem ehemaligen Großher-

zog von Baden und auch von seinen Reisen nach Übersee. Eine Zeitlang war er im ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika gewesen.

Bald wurden mir bestimmte Arbeiten zugewiesen. Das Pflügen lernte ich schnell und führte es zur aller Zufriedenheit aus. Dieses friedliche Zusammensein mit den Pferden wurde einmal durch die folgende Begebenheit unterbrochen.

Das Rapsfeld mußte nach der Ernte rasch gepflügt werden, damit die Kartoffeln noch rechtzeitig als Fruchtfolge hereinkommen sollten, die schweren Pferde waren alle im Einsatz und so beschloß der General, die Reitpferde zum Pflügen einzusetzen. Diese Arbeit wollte er mit mir tätigen. Ich hatte gleich Bedenken, doch ich drang mit meiner Ansicht nicht durch.

So stellte sich mein Chef hinter den Pflug und ich sollte die Pferde führen. Das ging nicht, weil diese einmal nach links, einmal nach rechts von der Furchte abschwenkten. Sie wurden umso verstörter durch das Brüllen und Fluchen des Generals. Natürlich war ich der Schuldige und noch nicht imstande, Pferde zu führen. So wurde gewechselt. Der General ging nach vorn und ich an den Pflug. Doch in der neuen Situation benahmen sich die Tiere noch störrischer. Es wurde nicht ein Meter Ackerboden gepflügt.

Das Ulkigste an der Sache kam - und ich mußte mir das Lachen doch sehr verkneifen - als das Folgende eintrat. Wie gewöhnlich hatte der General, wenn er sich im Gutsbetrieb aufhielt, eine grüne Jägerjoppe an. Dazu trug er - wie es damals zu dieser Uniform gehörte, einen sehr hohen, steifen Kragen. Der weichte bei der anstrengenden Tätigkeit des Pflügenwollens auf und fiel in Schillerkragenart in sich zusammen, was einen eigenartigen Anblick gab.

Der General verschwand und ich trottete mit den beiden Reitpferden zum Stall. Sie waren in Schweißgebadet und verstört. Mit Tüchern rieb ich sie ab und gab ihnen extra Hafer für ihre Standhaftigkeit. Sie waren wohl Gehorsamsverweigerer, aber auch Retter ihrer Standesehre. Am nächsten Tag konnte ich mich mit dem General friedlich über dies Geschehnis unterhalten. Doch mußte ich ihm Stillschweigen versprechen.

Der Gutsherr hatte sich erst gegen Ende des Krieges den Landwirtschaftlichen Betrieb zugelegt. Für ihn war das Leben als Landwirt neu. Er versuchte überall mitzuhelfen. Bei den Heuarbeiten und dem Hereinbringen der Ernte arbeitete er mit. Die Arbeitsleute schätzten seine Leutseligkeit. Als es zur Kartoffelernte ging, achtete der General sehr darauf, daß die Arbeiter und Hilfsfrauen sich aufwärmen konnten.

Dem Gutsbetrieb war eine Gärtnerei angeschlossen. Da konnte ich mich betätigen und mein Interesse erweiterte sich für Gewächshaus- und Frühbeetanlagen. Der Gartenbaubetrieb war in der Nähe der Stallungen, so daß die Mist- und Kompoststätte beieinander lagen und gemeinsam gepflegt werden konnten. Dort arbeitete ich gern. Da war dann auch der Schuppen für den Mineraldüngung, dem ich weniger Sympathie entgegenbrachte. Der künstliche Stickstoff roch widerlich und das Ausstreuen war unangenehm. Der Geruch erinnerte mich an das gasige Gift, das ehemals über den Frontgebieten abgeblasen wurde. Ich machte mir Gedanken darüber, wie solche Stoffe auf die Pflanzen wohl wirken.

Sehr drängte es mich, mit jemand über die neuauftretenden Geflogenheiten der Kunstdüngeranwendung zu unterhalten. Leider fand ich keinen Anknüpfungspunkt bei meinem Chef, diese Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Allmählich hatte ich bemerkt, daß unsere Lebensanschauungen doch sehr verschieden waren.

Trotzdem kam mir die folgende Begebenheit völlig überraschend. Es war am 9. November. Eine Hausbedienstete sagte zu mir, ich sollte zum Chef in sein Arbeitszimmer kommen. Auf dem Wege dorthin mußte ich durch den Rittersaal des alten Schlosses gehen. Er war der Eß- und Besuchsraum der Familie. An dem großen Tisch hatte ich oft gegessen und mit der Familie gespeist.

An dem oberen Ende der Tafel saß dann der General, von zwei Jagdhunden rechts und links flankiert, die immer getreulich auf ihre Happen warteten. Gewöhnlich war Besuch da. Am unteren Ende war ich gegenüber den beiden Töchtern platziert. So nahm ich oft die Gelegenheit wahr, mit diesen soziale Probleme durchzusprechen. Sie interessierten sich als junge Menschen für alle Vorkommnisse in dieser so bewegten Zeit.

Als ich nun durch den Saal an diesem Tisch vorbeischnitt, wunderte ich mich, wie immer über das seltsame Kunstwerk, das an der Saaldecke an eiserner Kette hing. Es stellte eine beflügelte Jünglingsgestalt dar, in der Rechten ein feuriges Schwert über einer Drachengestalt schwingend, die eine Unmasse von Häuptern hatte. Jeder Drachenkopf war mit einem Soldatenkappei oder Helm bedeckt. Als ehemaliger Soldat konnte ich die Kopfbedeckung unserer damaligen Feinde erkennen. Das Kunstwerk sollte auf den Erzengel Michael im Kampf mit den Gegenmächten Mitteleuropas hindeuten, so erklärten es mir des Generals Töchter. Ich erinnerte mich, daß in meiner Jugend der Pastor uns Schülern einmal eine Legende vortrug, in der dieser Engel als des Menschen Beschützer vorkam. Auch betrachteten wir unter seiner Anleitung ein Michaelbild von einem französischen Künstler.

Daß man jetzt einen Soldaten bekämpfenden Engel in dieser Art darstellte, kam mir sehr absonderlich vor. Einige Jahre später ging mir allerdings der Sinn oder Unsinn eines solchen Schmiedekunstwerkes auf.

Es war mir seltsam zu Mute, wie ich anklopfte und des Generals Zimmer betrat und eigenartig das folgende Gespräch mit ihm. Es begann mit der Frage, mit was ich mich nach Feierabend beschäftige und was für Post ich von Stuttgart bekäme. Da wurde mir klar, daß mein Chef Briefe und Drucksachen von mir etwas näher unter die Lupe genommen hatte.

Doch antwortete ich ruhig, daß ich Schriften beziehe, welche mich über die Tätigkeit der Anthroposophischen Bewegung, deren Deutschlandzentrale sich in Stuttgart befinde, orientierten.

Nun fragte mich der General, ob ich wüßte, wer hinter dieser Bewegung stehe. Ich nannte den Namen Rudolf Steiners. Da mein Chef meinte, man könne dieser Bewegung und besonders ihrem Inaugurator nicht trauen, so entgegnete ich in meinem Jugendeifer, daß man wohl auf eine so große Persönlichkeit, wie Rudolf Steiner, hören und seine Ideen anerkennen müsse.

Das faßte der General als beleidigende Zurechtweisung auf und machte seine Autorität geltend, indem er mir sehr streng nahelegte, das Lesen dieser Lektüre in Zukunft zu unterlassen. Da mein Gegenüber meine Weigerung

diesbezüglich bemerkte, endete das Gespräch seinerseits mit einer Schimpfkanonade gegen die anthroposophischen Bestrebungen.

Das genügte mir, um dem General zu sagen, daß ich keinen Augenblick länger bei ihm und auf dem Gut weilen werde. Obwohl der General versuchte mich zurückzuhalten, stand mein Entschluß fest, mich dieser Umgebung zu entziehen.

Schwer ist es heimatlos zu sein. Ich vertraute meinem Stern. Hatte ich doch mit meinem Weggang nichts Schlechtes getan.

Rheinburg

Nach meinem Weggang vom Schloßgut "Burgberg" hielt ich mich für einige Wochen in Baden-Baden bei der Familie N. auf. Ich kannte Frau N. als Wandervogelmutter aus der Jugendzeit. Ihr Mann, ein Fabrikant, war während des Krieges gestorben. Sie lebte nun mit ihren vier Töchtern und einem Sohn in dem an die Bäderstadt angrenzenden Lichtental. Die Familie hörte interessiert zu, wenn ich von meinen Erlebnissen auf Schloß Burgberg berichtete.

Frau N. hatte im Herbst 1919 durch ihren Schwager Lautenschlager, Oberbürgermeister von Stuttgart, von der Anthroposophischen Bewegung gehört. Diese führende Persönlichkeit war Mitglied des Komitees, das sich bereits gefunden hatte, die Dreigliederungsidee Rudolf Steiners zu unterstützen. Diese Menschen empfanden stark, daß dieses Kriegsende dem Deutschen Volke einen Bewußtseinswandel bringen mußte.

Doch Frau N. selbst war nicht in der Lage, in diese Gedanken und Bestrebungen tiefer einzudringen. So konnte ich auch mit ihr wenig über das, was ich aus der Geisteswissenschaft aufgenommen hatte, sprechen. Bei ihren Töchtern und auch dem Sohn fand ich eher Verständnis. Sie erklärten mir, daß sie mit einem "Hellseher" befreundet seien.

So machte ich mich mit der ältesten Tochter und dem Sohn auf den Weg zu dem damals in psychiatrischen Kreisen gut bekannten Professor Dr. O. Binswanger. Er bewohnte in der sehr vornehmen Hahnhofgegend eine von Parkanlagen umgebene Villa. Freundlich wurden wir empfangen und gebeten, in seinem Salon Platz zu nehmen.

Mich forderte er auf, von meinen Fronterlebnissen zu erzählen. Es interessierte ihn, so drückte er sich aus, welche inneren und äußeren Erlebnisse junge Menschen an der Front draußen gehabt hätten. Doch kam ich wegen meiner Hemmungen dem berühmten Mann gegenüber nicht richtig ins Gespräch. Meine Freunde und ich erwähnten dann Rudolf Steiner, der damals durch seine Vortragstätigkeit schon bekannt war. Wir wollten erfahren, was der Psychiater von ihm halte. Aber ich erlebte eine große Enttäuschung als ich feststellen mußte, daß dieser Rudolf Steiner nicht kannte.

Dagegen erfuhr ich allerdings viel später, daß Rudolf Steiner am 26. Januar 1915 vor der Anthroposophischen Gesellschaft im Berliner Zweig ausführlich über O. Binswanger gesprochen hatte. Er erwähnte, daß dieser Psychiater sich in seinem Buch "Die seelischen Wirkungen des Krieges" gedrängt fühlte, nicht mehr allzuleise auf das Vorhandensein eines geistigen Lebens hinzuweisen, aber bei einem bloßen Geständnis stehen blieb, weil er als Psychiater in materialistischen Vorstellungen befangen war.

Nach der Begegnung mit Professor Binswanger wurde mir die Frage immer drängender: Wie kann die Geisteswissenschaft aufgenommen werden? Ich sagte mir: Man darf sich in dem als wahr Erkannten durch nichts beirren lassen. In mir wurde der Wunsch lebendig, Rudolf Steiner persönlich kennenzulernen.

Am 1. Januar 1920 konnte ich durch Frau N.'s Vermittlung auf Schloßgut "Rheinburg" bei Gailingen in Baden eine Stelle als Landwirtschaftspraktikant annehmen. Der Betrieb war einem Sanatorium unter der Leitung von Dr. med. Oberdörffer angegliedert. Dieser Arzt war in der Mazdaznabewegung führend tätig. So nahm ich neben meiner Arbeit als Landwirt die Gelegenheit wahr, mit der von Dr. Otto Hanisch im Jahre 1909 gegründeten Bewegung bekannt zu werden.

Interessant war mir vor allem, welche Ansichten Dr. Oberdörffer über moderne Düngungsweise zum Ausdruck brachte. Er meinte, durch den Kuhmist kämen zuviel unverdaute Stoffe in den Erdboden. In der aufkommenden mineralischen Düngung sah er die Lösung der Bodenverbesserung. Der Viehbestand der Landwirtschaft würde bald dahinschwinden, wenn die meisten Menschen Vegetarier würden.

Er meinte, daß die Regeneration des inneren Menschen abhängig von dem sei, was von außen als Nahrung aufgenommen werde. Der Anfang sei eine Entschlackungskur durch drei Tage Fastenzeit, dann vegetarische Kost. Fördernd für des Menschen Neubelebung seien Gewächse, die von mineralisch gedüngtem Boden herstammten.

Wenn die körperlichen Vorbedingungen durch entsprechende Nahrung erfüllt seien, dann werde die Bahn für die oberen Funktionen im Menschenleibe frei. Durch besondere Atemübungen käme dann das Geistige in den Menschen hinein.

Dr. Oberdörffer sagte mir, daß er Rudolf Steiner von dessen Wiener Vorträgen her kenne und sein Werk "Die Geheimwissenschaft im Umriß" gelesen habe. Er meinte, es gäbe sicherlich führende geistige Wesen. Diese jedoch zu benennen und pointiert zu beschreiben, stehe uns Menschen nicht zu. Während mir diese Ansicht nicht einleuchtete, waren mir andererseits Dr. Oberdörffers Ausführungen über die Abhängigkeit des Menschen von der Nahrung plausibel.

Daß aber die Pflanzen, welche auf mineralisch gedüngtem Boden wachsen vortreffliche Nahrungsmittel seien, erschien mir bedenklich. Auch spürte ich aus des Mediziners Worten heraus, daß er von einer Menschenentwicklung von "unten nach oben" im Darwin'schen Sinne eingenommen war, während doch die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners mir ein gegenteiliges Welt- und Menschenbild darbot.

(Jahre später ist mir die Beziehung der Atmung mit dem Stoffwechsel beim Lesen des Mitgliedervortrages Rudolf Steiners am 12. April 1917 in Berlin klargeworden. In diesem Vortrag wird auch darin gesprochen, daß man eine Atmungslehre der Urpersischen Zeit, da bei den Menschen noch die starke Belebung durch den Aetherleib dagewesen war, in unserer Zeit nicht mehr beibehalten kann.

In dem Vortrag vom 14. August 1917 in Berlin spricht dann Rudolf Steiner davon, wie nach dem Mysterium von Golgatha der Gehirnprozeß die Grundlage unseres Erkennens darstellt und der Atmungsprozeß untergeordnete Bedeutung hat.)

In der "Rheinburg" gab es eine nach der Mazdaznanbewegung ausgerichtete gut gepflegte Küche. Vor den Mahlzeiten mußten die Kurgäste von Gesang begleitete Gymnastik treiben. Oft erscholl, wenn wir beim Heuen waren vom Schloß her der Gesang "Wir sind hier auf dieser Erde, um sie anzubauen". Die Heuer und Mägde stimmten dann dezent mit ein "Wir sind hier auf dieser Erde, um sie anzuschauen".

Die Aecker, Wiesen und Weiden des Gutes, von kleinen Wäldchen, Obst- und Rebanlagen unterbrochen, lagen zum Teil steil zum Rheinufer hinunter. Dort war ein von schattengebenden Eichen eingezäunter Badestrand für die Kurgäste angelegt.

Gegenüber auf der schweizer Seite lag Diesenhofen mit den schönen Fachwerkbauten. Eine bedachte hölzerne Brücke führte hinüber. Dieses schöne Bild näher auf mich wirken zu lassen, schwamm ich oft gegen das Schweizer Ufer hin. Besonders gern warf ich mich ins Wasser, wenn ein Passagierdampfer vorbeizog und die Wellen gegen das Ufer kamen. Das war immer eine Erfrischung in der Arbeitspause.

Eines Morgens wollten wir den letzten Stapel von gefälltem Eichenholz aufladen, da setzte sich ein Rudel Wildschweine am Ufer ab. Badegäste, die auch schon in der Morgenfrühe da waren, flüchteten ins Badehaus und wir auf den Holzstapel. So sah ich nun aus nächster Nähe die mir bisher nur aus Beschreibungen bekannten Tiere. Durch Anbrüllen verjagten wir sie schließlich und sie trottetten dem Wald zu wieder ab.

Wie man mit einem Kuhgespann im Notfall umgehen muß, das lernte ich beim Eggen einer Wiesenfläche. Die Tiere erschreckten durch einen Gewehr-schuß in nächster Umgebung. Sie zerrten die Egge um und die Spitzen standen aufwärts. Sie verstrickten sich im Geschirr und waren in der Gefahr nach hinten auf die Eggenspitzen zu fallen. Durch ruhiges Anrufen konnte ich die Tiere fesseln, bis der Jäger, welcher diesen Vorfall wahrgenommen hatte, herankam und mir half, Egge und Geschirr in Ordnung zu bringen.

Im Frühjahr wurde mir für einige Wochen ein Pferdegespann "Schwere Belgier" anvertraut. Mit diesem machte ich manche Dungfuhr auf die Steilhangäcker. Die Tiere waren zuverlässig und blieben in jeder Situation ruhig. Nachdem der Mist abgeladen war, legte ich eine kurze Ruhepause ein und ergötzte mich an dem schönen Blick zum Strom hinunter. Dann sagte ich mir, daß doch der Bauernstand manche Vorzüge hat.

Als es wärmer wurde und die Insekten sich regten, erschien in den Obstanlagen des Gutes der neueingestellte Obstbautechniker mit der Holderspritze. Im Gespräch mit ihm erfuhr ich, daß er neu eingeführte Gifte zur Insektenvertilgung spritzte. Der Techniker meinte, zum makellosen Getreide und Gemüse würde es dann auch sauberes und wurmfreies Obst auf der "Rheinburg" geben. Diese Auskunft war für mich nur schwer zu verkraften. Doch ich stürzte mich mutvoll in die weitere Arbeit hinein.

Die Heuernte kam heran. Schön war der Blick von den Wiesen zum Rhein hinunter. Aber auf diesen Steilhängen ließ sich schwer heuen. Besonderes Geschick gehörte dazu, die Fuhren richtig zu beladen. Dem Aufstocken des Heues auf dem Boden des Stallgebäudes war ich besonders zugetan. Der frische Heugeruch tat mir gut und einen Stapel nach dem andern hochzuschwingen, machte mir viel Freude.

Es folgte die Getreideernte. Garbe um Garbe aufzuladen, das stärkte die Glieder. Dann saß ich auf dem vollgeladenen Wagen und fuhr ihn an dem Schloß vorbei zur Scheune. Dort begann man schon mit dem Maschinendreschen und die mit Korn beladenen Säcke wurden zur Mühle gebracht. Diese lag eine Dreiviertelstunde rheinaufwärts. Da ich die Fuhrwerke nur begleitete, so konnte ich mich auf dem Rückweg in den Rhein werfen und zum Schloßgut zurückschwimmen.

Das war eine vortreffliche Abwechslung und Entspannung.

Nach der Erntezeit wurde es im Gutsbetrieb ruhiger. Mit dem Umpflügen der Getreidefelder wurde begonnen. Ein pensionierter Gutsinspektor, Herr D. vormalig Staatsdomänenverwalter in Hessen, der auf der "Rheinburg" seinen Alterssitz hatte, schaute mir oft beim Pflügen zu. Er gab mir zu verstehen, daß ich die Eignung hätte, mich in eine gehobene Stellung in der Landwirtschaft einzuarbeiten.

Wenn ich mich mit dem alten Herrn über die verschiedenen Dungarten unterhielt, trat er sehr für die Einführung des mineralischen Kunstdüngs ein. Er pries seine Vorzüge in der sauberen Handhabung und zog ihn darum dem Stallmist vor. Ich wiederum konnte, wie ein Jahr vordem schon auf Schloß Burgberg diesem Dungstoff wenig Sympathie entgegenbringen und brachte dies dem ehemaligen Gutsinspektor zum Ausdruck, der meine Einstellung nicht verstand und meinen Widerspruch als eine Beleidigung empfand. Seitdem war zwischen uns eine Trennwand. Es gelang mir auch nicht, diesen Zustand zu überbrücken.

In diesem Sommer und auch im folgenden Herbst blieb mir wenig Zeit, mich mit dem Werk Rudolf Steiners zu beschäftigen. Doch ergab es sich, daß ich die im Sanatorium angestellte Gymnastiklehrerin Fräulein Sch. kennenlernte. In einer Unterhaltung kamen wir auf Anthroposophie zu sprechen. Sie kannte verschiedene Bücher Rudolf Steiners. Doch hatte sie bis dahin noch keinen Zugang zur Anthroposophischen Gesellschaft gefunden.

Sie meinte, die Menschen in dieser Gesellschaft wären ihr zu bürgerlich. Sie vertrat die Ansicht, daß man in besonderen Gemeinschaften willensmäßig eine neue Gesellschaftsordnung begründen müßte. Sie wußte von einer Freundesgemeinschaft, die sich zusammengefunden hätte, um eine Werkanlage mit umliegender Landwirtschaft aufzubauen.

Da man mir über ein Jahr zuvor in Stuttgart keine Hoffnung gemacht hatte, einmal in einem anthroposophischen Betrieb arbeiten zu können und sich hier die Gelegenheit zu bieten schien, in einem Menschenkreis mit zukunftstragenden Ideen tätig zu werden, ließen mich die Ausführungen von Fräulein Sch. doppelt aufhorchen.

Auf dieses Gespräch hin nahm ich die Verbindung mit Heinrich Vogeler, dem Worpweder Maler, auf. Denn er war die Persönlichkeit, welche ihren Besitz, den "Barkenhof" der sich bildenden Gemeinschaft zur Verfügung gestellt hatte. Er galt als der Mittelpunkt dieses Freundeskreises.

Doch schrieb ich in meiner Bewerbung, daß ich mich für die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners sehr interessiere und in ihr die Möglichkeit sehe, sich zu bilden, um für eine Zukunftskultur einmal tätig zu werden. Auf dieses Schreiben hin erhielt ich umgehend die Antwort mit der Aufforderung, nach

Worpswede zu kommen.

Der Antwortbrief von Heinrich Vogeler gab den Ausschlag für den Entschluß, meine Bindung mit dem Schloßgut "Rheinburg" abubrechen und nach dem "Barkenhoff" in Worpswede zu übersiedeln. So verabschiedete ich mich dankbar von Fri. Sch. Sie meinte, wir hätten uns nicht zum letzten Mal gesehen, weil sie öfters das Künstlerdorf Worpswede besuchen würde.

Der alte Gutsinspektor D. konnte zuerst mein Weggehen von der "Rheinburg" schlecht begreifen. Er verstand aber schließlich doch meine inneren Beweggründe. Zum Schluß meinte er noch, daß ich mich in so einer neuen Gemeinschaft doch beheimatet fühlen könnte.

Dr. Oberdörffer, bei welchem ich zuletzt vorsprach, kannte Heinrich Vogeler als Künstler und wußte von dessen Bestrebungen, denen er positiv gegenüberstand. Der Arzt wünschte mir zu meiner Unternehmung viel Glück. So war dieser Abschied im Herbst 1920 doch ein ganz anderer als der im Jahr vorher von Schloß Burgberg.

Barkenhoff

Die Reise nach Norddeutschland mit dem Umweg über Hamburg gab mir einen Einblick in die Lage der notleidenden, mit den Vernichtungskräften des Nachkrieges ringenden deutschen Bevölkerung. Noch stand die Geldentwertung erst an ihrem Anfang. Doch die wenigen Lebensmittel waren stark rationiert. So blühte das Schieberunwesen mit seinen schlimmen und asozialen Auswirkungen. Als Landwirtschaftspraktikant hatte ich von diesen Zuständen wohl gehört und gelesen, sie aber nicht selbst erlebt.

In der Hansestadt war ich mit meinem Bruder einige Tage zusammen. Er hatte den Weltkrieg auf einem Torpedoboot mitgemacht und arbeitete jetzt in einer Gärtnerei am Stadtrand von Hamburg. Mit der Anthroposophie war er während der Kriegszeit bekannt geworden. Ziemlich enttäuscht hörte er mir zu, als ich ihm von meinem Entschluß erzählte, auf den Barkenhoff in

Worpswede zu übersiedeln. Er meinte, die Leute dort hätten allzu phantastische Ideen.

Während meines zehntägigen Aufenthaltes in Hamburg lernte ich eine anthroposophische Arbeitsgruppe kennen, die sich jeden Dienstagabend bei einem Zahnarzt traf, um soziale Probleme zu besprechen. Ich durfte an einer dieser Zusammenkünfte teilnehmen. Die Diskussion dauerte, unterstützt von starkem Kaffee, bis zum frühen Morgen.

Mir wurde im Anhören der krassen Schilderung sozialer Mißstände klar, wie sehr man in der Nachkriegswelt in einer Großstadt wie Hamburg wie auf einem Pulverfaß lebte.

Dem Zahnarzt, Dr. W., erzählte ich von meinem bisherigen Leben und daß es mein Wille sei, bei einer sozialen Neugestaltung mitzuhelfen. Einmal machte ich mit ihm einen Gang durch das nächtliche Hamburg. Der Weg führte über die Niedernstraße mit ihren Kellerschenken und über die Hafenanlagen mit ihren Matrosenkneipen bis nach St. Pauli. Erniedrigung und Not waren deutlich sichtbar.

Wir besuchten einen Vortrag des damals bekannten revolutionären Volksredners Häusser. Im Saal bildeten sich um dieses Original Gruppen junger Männer mit Vollbärten und überlangen Haaren, die bis zur Schulter reichten, so wie man sie auch heute wieder kennt. Der Redner selbst erschien im Frack, aber ohne Weste und Hemd. Er bot einen seltsamen Anblick, als er das Vortragspult betrat.

Vor dem Kriege hatte Häusser eine Sektkellerei besessen, dann den Krieg mitgemacht und war in einem aufgelockerten Zustand heimgekehrt, der sich mit seiner früheren Lebensweise nicht mehr vertrug. In seinem Vortrag propagierte er hemmungslose Freiheit. Er war eine Willensnatur und die sehr linksstehende revolutionäre Jugend fühlte sich zu ihm hingezogen.

Zum nächtlichen Straßenbild gehörten damals auch die Uniformen der Heilsarmee, deren männliche und weibliche Soldaten unerschrocken überall eingriffen, um gegen Volksdemütigung und Laster zu streiten. Wenn sie auch einen eigenartigen Anblick in ihren Uniformen darboten, so flößten sie andererseits durch die Beharrlichkeit ihres Wirkens Respekt ein.

Mit Dr. W. kam ich auf die Barkenhoffgemeinschaft zu sprechen. Er kannte die Siedlung und hatte einen guten Eindruck von dieser Neugründung. Darüber hinaus war ihm die alte Worpsweder Künstlergemeinschaft aus der Zeit nach der Jahrhundertwende vertraut. Mit Heinrich Vogeler, Paula Modersohn, Hans am Ende, Overbeck und Professor Mackensen war er bekannt. Auch wußte er davon, daß der Dichter Reiner Maria Rilke einige Zeit dort gelebt hatte. Dr. W. beschrieb mir die nächste und weitere Umgebung des Hauses und meinte, ich würde den schönsten Flecken im Künstlerdorf kennenlernen. Seine Worte gaben mir neuen Auftrieb und ich reiste wohlgenut meiner zukünftigen Wirkensstätte zu.

Jetzt, da ich mich dem Ziel meiner Reise näherte, kamen mir die Einzelheiten der Schilderung der Gymnastiklehrerin auf Schloß Rheinburg über Heinrich Vogeler und Worpswede wieder in Erinnerung. Sie hatte davon gesprochen, wie sich um die Jahrhundertwende eine Schar junger Künstler, die schon in der Welt herumgekommen war, in dieser unberührten Landschaft um den Wejerberg herum zu künstlerischer Zusammenarbeit zusammengefunden hatten.

Die Gymnastiklehrerin berichtete von Rilke und wie es ihn zu Heinrich Vogeler und dem Barkenhof hingezogen hatte. Sie las nur seine Worte: "Mit den Birken im Land ist sein Haus schattig und groß". Den Dichter begeisterte die einladende Treppe, die zum Hausvorgarten führte und der prächtige Hofplatz mit dem schönen Taubenschlag in der Mitte. Der Viktoriawagen in der Remise und die Pferde im Stall standen immer zur Verfügung. Fahrten ins Moor und auf den Wejerberg zu machen. In der Vorkriegszeit war der Barkenhof immer erfüllt mit frohem Leben gewesen und viele Künstler und bekannte Persönlichkeiten waren dort ein und ausgegangen. Sie erzählte vom Ausbruch des Weltkrieges und wie Heinrich Vogeler sich freiwillig gemeldet hatte. Seine Eindrücke von der Front waren furchtbar, besonders von dem Teil vor Verdun. Depremierend wirkte die moralische Situation in der Etappe und den Armeehauptquartieren auf ihn. In einem Feldpostbrief an den Kaiser drückte er seine Abscheu über solche Truppenverhältnisse aus. Die Antwort auf dieses Schreiben war seine Inhaftierung in eine Irrenheilanstalt. Das war der Anlaß seines Bruches mit der bürgerlichen Gesellschaft.

Nach dem Kriege und nach der Entlassung aus der Haft verband sich Vogeler den sozialen Bestrebungen der besitzlosen Klasse nach einer Änderung ihrer unglücklichen Lage. Er wollte ein Vorbild sein und stellte seinen Hof- und Grundbesitz einer Arbeitsgemeinschaft zur Verfügung. Ein neues Lebensbild schwebte dem Künstler vor, dem er sich konsequent zuwenden wollte. Die Erinnerung an diese Schilderung der Gymnastiklehrerin begleitete mich und ich stellte die Frage, was mir die Zukunft in dem neuen Lebenskreis bringen werde.

An einem sonnigen Herbstvormittag kam ich in Osterholz-Scharmbeck an. Dem Zug entstieg außer Bauersfrauen, Handwerkern und jungem Volk ein achtzehnjähriges Mädchen mit großem Rucksack. Sie erinnerte mich an die Wandervogelmaiden der Vorkriegszeit. Auch ihr Ziel war Worpswede, der Barkenhoff.

"Das ist nun kein schlechter Anfang für den Neubeginn", sagte ich mir. Wir machten uns auf zur Hamme, zum Ankerplatz der Boote mit den schwarzen Segeln, auf denen die Torfbrocken zur Kreisstadt transportiert wurden. Sie waren in jener Zeit der ausfallenden Kohlenlieferungen ein sehr begehrtes Heizmaterial.

Ein Jahn vom Moor nahm uns mit und so fuhren wir zur Mittagszeit ab. Zuerst gab es noch eine gemeinsame Mahlzeit. Das Mädchen und ich packten unsere mitgebrachten Lebensmittel aus, und der Schiffer rückte mit Speck und dunklem Roggenbrot heraus. Dann wurden die Segel gelichtet und hammeaufwärts ging die Fahrt. Viele mit Torf hochbeladene Boote mit ihren schwarzen Segeln kamen uns entgegen.

Es war Nachmittag geworden, als wir uns vielmals beim Bootskapitän bedankend an Land stiegen und das letzte Stück Weges nach Worpswede zu Fuß zurücklegten. Erstaunt waren wir über die schönen Häuser, welche sich beiderseits der Landstraße reihten. Gut paßt der niedersächsische Bauernhof ins Landschaftsbild und überall säumten schlankgewachsene Birken den Weg.

Dann standen wir beiden Wandersleute vor dem Barkenhoffgelände. Ich sah den mir beschriebenen Treppenaufgang zum Haus. Doch wir nahmen den Fahrweg. Er führte durch den Hof, am Taubenschlag vorbei, zum Küchen-

eingang. Daß wir an der richtigen Stelle angelangt waren, merkten wir gleich. Sehr freundlich wurden wir von einer Barkenhoffbewohnerin begrüßt. Wir hatten uns beide angemeldet und man erwartete uns.

Die Persönlichkeit, der ich an dieser Stätte zuerst begegnete, machte auf mich einen starken Eindruck. Ein Mensch mit ausgeprägten Gesichtszügen stand vor mir, noch jung an Jahren, aber im Leben schon herangereift. Gesten und Haltung waren hoheitsvoll und bescheiden zugleich. Es war Marie Griesbach, die Seele der Barkenhoffgemeinschaft. Sie führte uns zu Heinrich Vogeler, der gerade von einer Vortragsreise zurückgekehrt war.

Freudig erregt, mit jugendlicher Geste, begrüßte er uns. Nachdem er meiner Begleiterin herzlich die Hände geschüttelt hatte, kam er auf mich zu "Herzlich willkommen Karl", so bot er mir das "Du" an. Das "Du" war im Kreise dieser Gemeinschaft die übliche Anrede. Nach dem Kaffeetrinken führte er uns in die Wohndiele. An deren Wänden hatte Vogeler schon mit der vorgesehenen Ausmalung begonnen, der das Motiv Krieg und Frieden zugrunde lag. Dort, am langen Tisch vor dem schönen Kamin, versammelte sich immer die Gemeinschaft zu den Mahlzeiten. Die prächtigen Stühle im Raum hatte Heinrich Vogeler selbst entworfen.

Im Musikzimmer mit dem wertvollen Flügel und den Sesseln und Sofas sagte unser freundlicher Führer, daß hier Musik- und Erzählabende stattfänden. Weiter wurden wir zum ersten Stock, zum großen, mit kuppelartigem Oberlicht überbauten Atelier hinaufgeführt. Durch eine Tür konnte man auf den breiten Balkon hinaustreten. Die großen Bilder des Malers wurden von da zum Abtransport für Ausstellungen verladen. Von dieser Stelle aus bot sich ein prächtiger Ausblick auf den Hausgarten. Dahinter in einer Mulde lag der Teich - eine ehemalige Lehmgrube - an den sich eine Terrassenanlage anschloß.

In dem Atelier fanden sich täglich Besucher, insbesondere von jungen Menschen, ein. Sie kamen aus aller Herren Länder und waren von den Ideen Heinrich Vogelers begeistert. Dieser schilderte ihnen seine Vorstellungen vom Zusammenleben der Menschen in brüderlichen Gemeinschaften. Mit dem Barkenhoff wollte er ein Leitbild hinstellen.

Heinrich Vogeler sprach auch von der Gefahr, die von den wieder neuaufliegenden nationalen Bestrebungen der Rechtsradikalen drohten. Deutlich war seine Meinung über Adolf Hitler, der in München, im Hofbräuhaus, mit seinem nationalsozialistischen 25-Punkte-Programm auftrat. Heinrich Vogeler durchschaute klar, daß diese Bestrebungen zum Untergang führen mußten. Er wies darauf hin, daß sich nur durch Opferhandlungen große Änderungen im Zusammenleben von Menschen erwirken lassen und erwähnte Mahatma Gandhi, der damals seinen gewaltlosen Kampf um ein unabhängiges Indien begonnen hatte.

In Heinrich Vogelers Worten lag immer die Mahnung, daß die mitteleuropäische Bevölkerung die durch das Kriegsgeschehen so viel gelitten hatte und aus deren Kreis so viele und gerade junge Menschen den Opfertod erleiden mußten, sich durch eine bestimmte Bewußtseinshaltung neuzzeitliche, zukunfts tragende Bestrebungen zur Aufgabe stellen sollte.

Die Landwirtschaft auf dem Barkenhoff wurde von Walter Hundt betreut. Mit ihm arbeitete ich zusammen. Er widmete sich mehr dem gärtnerischen Teil; ich pflügte die verschiedenen Aecker und pflegte die kleinen Wiesen und Weiden. Sorgen im Betrieb gab es viele. Zum Hof gehörten 14 Morgen Land und weitere Felder waren im Dorf dazugepachtet worden. Daneben pflügte ich das Land von Dorfleuten. Das brachte Kleingeld in den Betrieb und half manchen alten Leuten, ihre Felder ordentlich zu bestellen.

Mit dem Pferdegespann fuhr ich auch nach Bremen zum Lagerhaus des Kaffeimporthauses Hag. Dessen Inhaber, der Konsul Ludwig Roselius war ein Freund und Gönner Heinrich Vogelers. Da er dessen soziale Bestrebungen anerkannte, unterstützte er unsere Arbeitsgemeinschaft durch die Lieferung von verschiedenen Lebensmitteln.

Wir hatten Kinder notleidender Familien aus der Großstadt zu uns in Obhut und Pflege genommen. Sie zu unterrichten, zog das Lehrerehepaar Schoppmann aus dem Ruhrgebiet zu uns. Ein Unterrichtsraum war vorhanden, aber wichtiger schien uns, diese Kinder mit der Vielfalt der verschiedenen Werkarbeiten auf dem Barkenhoff bekannt zu machen.

An erster Stelle stand die Werkstatt von Heinrich Vogeler, in der er seine bekannten Radierungen und Graphiken anfertigte. Da waren die Radiernadeln

zu sehen, mit denen die Zeichnungen in den Ätzgrund der Kupferplatte eingegraben wurden. Schön war auch der Aufenthalt in der Kupferschmiedewerkstatt von Meister Harjes. Dieser war ein Künstler in der Anfertigung von Wand- und Kaminbekleidungen. Daneben lag die Schreinerei, wo Stühle, Tische und sonstiges Mobiliar hergestellt und repariert wurde. Die interessanteste Arbeit aber führte Zimmermeister August Freitäger aus. Neben dem Stall baute er einen Schuppen mit oben einem Heuboden und unten zwei Remisen. Ihm half als Handlanger immer derjenige von uns, der gerade dafür frei war. Dabei erzählte Freitäger dann von seinem Leben und von den Verhältnissen in der Arbeiterschaft vor dem großen Kriege. Dem Proletarier ging es damals nicht gut. Doch hatte sich August Freitäger nicht entschließen können, einer extremen Linksorganisation beizutreten. Er war gegen Gewaltmethoden. Er liebte die Gemeinschaft und konnte in ihr in seiner Arbeit ganz aufgehen. Trotz seines Alters - um 65 Jahre - war er jung geblieben und fühlte sich unter uns jungen Menschen wohl. Wir achteten ihn sehr, weil er so vorzüglich und zielsicher arbeitete, dabei immer humorvoll war und für jeden Spaß ein offenes Ohr hatte.

Oft saßen wir nach des Tages Arbeit in langen Gesprächen entweder unten im Musikzimmer oder oben im Atelierraum zusammen. Da berichteten die Freunde aus ihrem Leben und besonders interessierte es jeden, wie sich der einzelne zur Gemeinschaft hingefunden hatte. Wir staunten darüber, wie verschieden die Schicksalswege verlaufen waren.

Marie Griesbach war die Seele des Freundeskreises. Ihre Jugend hatte sie im sächsischen Industriegebiet verbracht. Sie war in eine Proletarierfamilie hineingeboren, die wie damals alle Arbeiter, schwer um ihre Existenz ringen mußte. Diese Menschen standen mit Recht dem Kriegsgeschehen feindlich gegenüber und brachten ihre Überzeugung mit allen Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, zum Ausdruck.

Marie Griesbach, die Flugblätter, deren Inhalt den Krieg brandmarkten, verteilt hatte, kam deswegen ins Zuchthaus. Auf ihr jugendliches Alter wurde keine Rücksicht genommen. Es war für sie nicht leicht, die entwürdigende Behandlung zu verkraften.

Nach dem Kriege wendete sie sich revolutionären Bewegungen zu. Dann begegnete sie Heinrich Vogeler. Auf den Künstler, der sich mit seinem Sinnen und Trachten dem Proletariat zugewandt hatte, machte diese Frauenseele einen großen Eindruck. Sie gab ihm neuen Auftrieb und er nahm sie zu sich auf seinen Barkenhoff.

Walter Hundt, der Betreuer der Landwirtschaft, der sich auch für den wirtschaftlichen Bestand unserer Gemeinschaft verantwortlich fühlte, kam aus Siegen. Er entstammte gut bürgerlichen Verhältnissen. Ihn zog es in früher Jugend zur Wandervogelbewegung, in der er sich kräftig auslebte.

Als der Weltkrieg ausbrach, meldete er sich freiwillig. Er war Artillerie-leutnant und hatte besonders bei den Kämpfen vor Verdun viel Schweres erlebt. Diese Erlebnisse brachten ihn zu dem Entschluß, sich nach dem Kriege einem landwirtschaftlichen Beruf zuzuwenden, trotzdem er die Begabung zu künstlerischer Betätigung hatte. Es war seltsam, wie viele Kriegsheimkehrer der Stadt und ihrem Treiben entfremdet waren und nun in ländlicher Einsamkeit siedeln wollten.

Das Schicksal hatte Walter Hundt zum Bauern M. in Worpswede geführt. In solch schöner Landschaft zu pflügen, zu eggen, zu säen und zu ernten, regte seine künstlerischen Anlagen an. So wurden die Feierabendstunden zum Zeichnen und Malen verwendet. Er begegnete Professor Mackensen, dem bedeutenden Worpsweder Maler, der die zeichnerischen Talente des Landwirtschaftsvolontärs erkannte und ihn in seinem künstlerischen Bestreben unterstützte. Doch dabei blieb es nicht. Der Weg Walter Hundts führte dann weiter zum Barkenhoff, der immer der Mittelpunkt der Worpsweder Künstlerschaft gewesen war und nach dem Kriege so viele, mit sozialen Problemen beschäftigte junge Menschen zusammenbrachte.

Besonders die Bekanntschaft mit Marie Griesbach gab Walter Hundt den Anstoß zur Übersiedlung in die Barkenhoffgemeinschaft. Hier fanden sich zwei Menschen zu einer untrennbaren Lebensgemeinschaft. Mit beiden verband mich in gemeinsamer Arbeit und Sorge eine innige Freundschaft, die alle späteren Lebensereignisse überstanden hat.

Das Lehrerehepaar Schoppmann hatte durch Rudolf Steiners Idee der Drei-

gliederung des sozialen Organismus Zugang zur anthroposophischen Geisteswissenschaft gefunden. Zur Barkenhoffgemeinschaft fühlten sie sich hingezogen, weil sie ihre fortschrittlichen Bestrebungen anerkannten. Sie wußten bei den Abendzusammenkünften den Gesprächen oft eine bestimmte Richtung zu geben, die dann zur Anthroposophie Rudolf Steiners führte.

An den Gesprächsabenden gab es manche Auseinandersetzung, Kann die mitteleuropäische Bevölkerung die Konsequenzen aus diesem Kriegsende ziehen und neue Ideen und Bestrebungen ergreifen, die Altes, Verlorenes durch Zukunftsträchtiges zu ersetzen vermöchten? Das war die große Frage, die uns bewegte. Es wurde auf die Vorträge Rudolf Steiners hingewiesen, der damals die Forderungen der Zeit von der sozialen Seite her beleuchtete. Auch lag seine Schrift: "Die Kernpunkte der Sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft" vor uns. Diesen Vorträgen war der Aufruf Rudolf Steiners "An das Deutsche Volk und die Kulturwelt" vorangegangen. Ein Komitee zur Unterstützung dieses Aufrufes wurde in Stuttgart gebildet, dem namhafte Persönlichkeiten wie Alexander von Bernus, Graf Otto von Lerchenfeld, Dr. Friedrich Rittelmeyer, Fabrikant Dr. H. Voith und andere, angehörten.

Im Hin und Her der Ansichten ging es bewegt bei uns zu. Es wurde auch davon gesprochen, daß die Weltenführung an die Bewohner Mitteleuropas den Appell richte, nun ihr Schicksal zu erkennen und daraus die Zukunft zu gestalten.

Heinrich Vogeler meinte, das müsse so geschehen, daß der Einzelne seine Gemütskraft stärke, damit die Herzensregion - das Menschheitsverbindende - zur Sprache kommen könne. Das russische Volksseelentum war ihm dafür das Vorbild. Die abstrakte Denkweise war ihm fremd, und er gebrauchte oft den Ausdruck: Da sei viel intellektueller Schwindel dabei ...

Vor Rudolf Steiners Werk hatte Heinrich Vogeler Hochachtung. Er fand aber letzten Endes doch keinen Zugang zur Anthroposophie. Im eigenen, persönlichen Wirken wollte er aufgehen und darin zu neuen Erfahrungen kommen. Mir wurde deutlich, daß es sicherlich auch schicksalsbedingt ist, ob der Mensch Zugang zur Geisteswissenschaft Rudolf Steiners findet.

Unsere Gemeinschaft erweiterte sich bald durch den Zuzug von Friedrich und Käte Wolf. Wolf hatte als Schiffsarzt viel von der Erde kennengelernt. Frühzeitig schloß er sich revolutionären Bestrebungen an und kam nun als Dreißigjähriger in unsere Gemeinschaft, also in dem Alter, in dem jeder Mensch vor Schicksalsentscheidungen steht. Es war ihm klar geworden, daß der Mensch auf der Erde lebt, um in der Entwicklung des Selbstbewußtseins einen Fortschritt zu finden und zu gestalten. Er sah ein, daß die Dreigliederungsidee Rudolf Steiners der Ausdruck berechtigter Impulse zur sozialen Neugestaltung war. Nur meinte er, daß man damit gegen die kapitalistische Ausbeuterwirtschaft nicht ankomme. Er sagte, soviel Freiheit im Handeln wie sie Steiner gewähren wolle dürften die Wirtschaftler nicht haben.

Bei diesen Gesprächen hatte ich den Eindruck, daß Friedrich Wolf stark von den revolutionären Willensimpulsen beeindruckt war, die denen der neuen Machthaber in Rußland entsprachen. Wenn er weiter so denkt, sagte ich mir, führt sein Weg eines Tages nach Moskau.

Käthe Wolf hatte eine andere Sprache. Ihre große Einfühlungsgabe machte es ihr leichter, sich in die Schriften Rudolf Steiners zu vertiefen. Sie verstand durchaus die Trennung der Glieder des sozialen Organismus und wußte, daß erst diese Gliederung zum wahren Aufbau und Ausbau der menschlichen Gesellschaft führen kann. Darüberhinaus war ihr bewußt geworden, daß die Materie nur zu verstehen ist, wenn ein geistiger Urgrund anerkannt wird. So war sie auf dem Wege, in der Anthroposophie ihre innere Lebensgrundlage zu finden.

Nach unseren Gesprächen sann ich in meiner Dachkammer auf dem Barkenhoff oft darüber nach, wie ein Mensch, der den Erdboden, die Erde bearbeitet, im Sinne der Anthroposophie tätig sein könnte. Von Heinrich Vogeler waren die Worte vom schöpferischen Menschen, den Mitteleuropa brauche, um noch eine Zukunft vor sich zu haben, gesprochen worden. Das klang in mir nach.

In Zürich waren Bircher-Benners "Grundlagen unserer Ernährung" erschienen. Darin fand ich nichts an brauchbaren Zukunftsweisungen. Auf dem Weyenberg in Worpsswede hatte Leberecht Migge, ein international bekannter Gar-

tenarchitekt eine Gärtnerei nach chinesischem Muster aufgezogen. Da er selten zu Hause war, fand ich kaum Gelegenheit, mich mit ihm über Fragen des Düngers, die mir ein Schlüssel zur zeitgemäßen Landwirtschaft zu sein schienen, zu unterhalten. Er empfahl mir das Buch des Französischen Konsuls Eugène Simons: "China und seine Agrikultur". Ich kaufte es mir und las da:

In China gibt es kaum Kühe. Zur Düngung werden menschliche Fäkalien verwendet. Diese Fäkalwirtschaftsweise wird vom Staat überwacht. Die Komposthaufen werden von Staatsbeamten überprüft, die als "Feinschmecker" den Wert des Dinges beurteilen.

So bekam ich ein Bild der Chinesischen Landkultur und sagte mir, daß es völlig verfehlt wäre, eine solche Düngungsweise bei uns in Europa einzuführen. Diese Art der Landwirtschaft widerspricht den geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkten. Ich hatte mir schon klar gemacht, daß in den Lebenskreislauf der Stoffe das Säugetier eingeschaltet werden muß.

Mich drängte es, mit Menschen bekannt zu werden, die eine persönliche Verbindung mit Rudolf Steiner aufgenommen hatten. Ende September lernte ich Albrecht Strohschein kennen. Er kam von Haus Heidberg in Lesum bei Bremen auf kurzen Besuch zu uns. Dort war er bei dem Großkaufmann J. G. W. Schröder Hauslehrer. So, als ob wir uns schon lange kannten, standen wir uns gegenüber. Ich legte ihm meinen Wunsch dar, nun in eine engere Verbindung mit der Anthroposophischen Bewegung zu kommen.

Albrecht Strohschein war in der letzten Zeit viel herumgekommen und so konnte er mir manches von der geistig, seelischen und physischen Not in Deutschland berichten. Tatkräftiger Helferwillen war allorts vorhanden. Eine internationale Arbeiterhilfe wurde in Berlin errichtet. Wir fragten uns, wie in diese nach aufwärts gerichteten Bestrebungen die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners hineinwirken kann. Wird der "Aufruf an das Deutsche Volk" angenommen? Wieviel von der Dreigliederungsidee kann sich durchsetzen?

Das Zusammensein mit unserer Gemeinschaft wirkte auf Albrecht Strohschein so, daß er beschloß, bald wieder zu Besuch auf den Barkenhoff zu kommen. In mir erwachte der Wunsch nach einer Reise nach Süddeutschland. In dieser Zeit bekam ich auch einen Brief meines Bruders, welcher mir mit-

teilte, daß er bei einem Anthroposophen, der Landwirt war, in Schopfheim im Südschwarzwald, arbeite. So beschloß ich, einen kurzen Urlaub zu nehmen, um mir diesen Betrieb im Wiesental anzusehen.

In Ernst Jakobi traf ich auf einen Menschen, der Pläne für eine Bauernbewegung im Sinne der Dreigliederung des sozialen Organismus in sich trug. Eine persönliche Verbindung mit Rudolf Steiner hatte er nicht. Sein Betrieb wurde vorzüglich bewirtschaftet. Er besaß eine erstklassige Kuhherde und hatte dadurch genügend Dung. Er brauchte schon deswegen keinen Kunstdünger anzuwenden. Er hatte, seinem gesunden Empfinden folgend, noch nie Kunstdünger gekauft oder empfohlen.

Ich wunderte mich, daß Ernst Jakobi noch nie mit Rudolf Steiner zusammengetroffen war. Fünfzig Kilometer südlich vom Wiesental lag doch Dornach mit dem Goetheanum. Der Landwirt sagte zu mir, Rudolf Steiner sei jetzt fast immer unterwegs, um an den verschiedensten Orten Vorträge zu halten.

Ich selbst wäre gern über die Grenze gefahren, um mir das Goetheanum anzusehen, aber meine Papiere waren nicht in Ordnung. So reiste ich doch etwas unbefriedigt zurück zu meinen Freunden auf den Barkenhoff.

In meiner Giebelkammer sann ich über die Gespräche mit Albrecht Strohschein nach. Sein Besuch war für mich eine seltsame Begegnung. Es hat sich auf meinem späteren Lebensweg herausgestellt, wie bei meinen Schicksalswendungen Albrecht Strohschein immer entscheidend eingegriffen hat, so auch jetzt auf dem Barkenhoff.

Bei unserem nächsten Zusammensein eröffnete er mir seine Zukunftsabsichten. Er wollte im Zusammenhang mit dem Gut Heidberg eine ähnliche Stätte ins Leben rufen, wie es in Stuttgart die Waldorfschule war. Er bat mich, einmal mit ihm zu kommen, um dort den Betrieb anzusehen und auch mit dem Besitzer, Herrn J. G. W. Schröder bekannt zu werden.

Es war in der Vorweihnachtszeit des Jahres 1921, als Albrecht Strohschein und ich die Wanderung über die beeisten Wümmefelder nach Lesum machten. Am Eingang des Dorfes fiel uns ein wildernder Schäferhund an. Er sprang an meinem Freunde hoch und bedrohte ihn aufs gefährlichste. Es gelang mir, dem Hund einen Tritt zu versetzen, so daß er zur Seite flog und sich jaulend

verzog. Später einmal sagte mir mein Freund, daß er in diesem Augenblick stark empfunden hatte, wie sehr wir in Freundschaft zusammengehörten. Ich beschützte ihn damals und er gab mir im späteren Leben in schwierigen Situationen oft Schutz und brachte mir Hilfe in entscheidender Lebenslage.

Auf dem Gut Heidberg angekommen, wurde ich durch meinen Freund dem Hausherrn und dessen Gemahlin vorgestellt. Herr J. G. W. Schröder beeindruckte mich sehr und noch mehr Frau Adele Schröder. Ich sah in ihr einen Menschen mit großer Herzensbildung und Hilfsbereitschaft. Eine schöne Kinderschar traf ich dort an und beneidete Albrecht Strohschein, welcher da Hauslehrer sein durfte.

Auf Heidberg fielen mir die großen und schönen Räume auf, dann die Umgebung des Hauses, der Park und der Garten. In der weiteren Umgebung des Gutes lagen die Viehställe und zum Gut gehörige Häuser. Nach Betrachtung der menschlichen, häuslichen und gutswirtschaftlichen Situation fiel bei mir der Entschluß, so bald wie möglich zum Heidberg überzusiedeln.

Auf den Barkenhoff wieder zurückgekehrt, dachte ich darüber nach, wie ich mich von der Arbeitsgemeinschaft lösen könnte. Würde diese Handlung von den Freunden nicht als treulos empfunden werden? Und wie stellte sich wohl Heinrich Vogeler dazu, der mich mit offenen Armen vor 14 Monaten aufgenommen hatte? Was sagten Marie und Walter Hundt zu meinem Handeln? So brachte ich zum neuen Jahresbeginn meinen Entschluß vor und alle Freunde hatten Verständnis für dieses, einem inneren Bedürfnis entsprungene neue Beginnen.

Am 1. Februar 1922 sollte ich nach Lesum übersiedeln. So konnte ich zusammen mit den Barkenhoff-Freunden noch den Vortrag besuchen, den Rudolf Steiner in Bremen im Parkhaus vor 3 000 Menschen hielt. Er sprach über die sozialen Verhältnisse in Mitteleuropa und wies auf Zukunftswege hin.

Wir saßen in einer der vorderen Reihen in der großen Erwartung. Eine Persönlichkeit trat ans Podium, welche ich in Photographien schon gesehen hatte. Nun stand sie da in ihrer Vornehmheit und Schlichtheit vor dem Zuhörerkreis. Während des folgenden Vortrages ging auch nichts von Rudolf Steiner aus, was die Zuhörer zu einer bestimmten Lehre oder Weltanschauung hinziehen wollte.

so wie es in jenen Tagen von manchem Heilspropheten versucht wurde.

Den Zuhörern im Raum war wohl nach den ersten Worten des Redners klar geworden, daß man hier gut hinhorchen mußte, um folgen zu können. Es war auch ganz still in dem großen Saal und des Redners Worte konnten im hintersten Winkel gehört werden, auch sicherlich noch am Eingang draußen, denn alles war dichtgedrängt voll.

Deutlich wurde von Rudolf Steiner die mitteleuropäische Lage geschildert und die Möglichkeiten eines Zukunftsweges aufgezeigt. Unsere innere Bedrängnis wich. Hier leuchtete Zukunftshoffnung auf. Mein Willensentschluß, mich den geisteswissenschaftlichen Bestrebungen voll zur Verfügung zu stellen, erwachte in mir aufs neue. Jetzt wurde mir eindeutig klar: Ein Gemeinschaftsleben zeitgemäß zu führen, kann nur gelingen, wenn man in jene Reiche Einsicht gewinnt, aus denen die Kräfte fließen, die Menschen zusammenführen. Auf die Bewußtseinshaltung des Einzelnen kommt es an, wenn man in die Zukunft schreiten will. Das erklang sehr deutlich aus Rudolf Steiners Worten.

In den nächsten Tagen wurden über den Vortrag Rudolf Steiners innerhalb unserer Arbeitsgemeinschaft herzliche Gespräche geführt. Es war so, als ob jeder Einzelne von uns vor einer Entscheidung stünde. Alle waren zutiefst beeindruckt.

Auch Heinrich Vogeler hatte meinen endgültigen Entschluß, die Barkenhoffgemeinschaft zu verlassen, offenherzig entgegengenommen. Bei dem letzten Gespräch, das ich mit ihm führte, hatte ich von ihm, der in seiner Art für vieles Zukunftstragende aufgeschlossen war, den Eindruck, daß er das Tor zur Anthroposophie nicht zu öffnen in der Lage war.

Der Künstler verließ einige Jahre nachher den Barkenhoff. Sein Weg führte nach dem Osten, nach Moskau. Sein Wunsch ging in Erfüllung in der Nähe derjenigen sein zu können, von denen er meinte, daß von ihnen die Verbrüderung der Menschheit ausgehe. Doch den Machthabern in der Sowjetmetropole blieb diese Künstlerpersönlichkeit fremd. Er wurde von ihnen während des zweiten Weltkrieges bei der Evakuierung Moskaus nach dem Ural abgeschoben. Seine letzten Lebenstage verbrachte er in der Einsamkeit bei den Uralhirten. Er starb in voller äußerer Armut.

Schon Wochen vorher hatte ich mit Friedrich Wolf, der schon im Herbst 1921 von der Arbeitsgemeinschaft löste, Abschiedsworte gewechselt. Auch ihn zog, es nach Moskau. Dort erhielt er während des zweiten Weltkrieges die Aufgabe, zu den deutschen Ostfrontsoldaten durch den Lautsprecher gegen das Naziregime zu sprechen. Später, nach dem Kriegsende bekam er hohe Posten im Sowjetregime. Er beendete infolge sehr tragischer Geschehnisse, die hier im Einzelnen nicht berührt werden können, sein Leben. Als ich von diesen Ereignissen erfuhr, wurde mir klar, was Schicksalsgestaltung ist.

Beim Abschied von Käthe Wolf war es mir, als ob wir uns noch oft im Leben sehen würden. Das ist dann in Dornach einige Male geschehen. Sie wurde Priesterin der Christengemeinschaft und wirkte zuletzt in London. Ihr im Verlag "Freies Geistesleben" in Stuttgart erschienenes Buch "Versuch einer Einführung in das Leben und Werk William Blakes" zeigt an, wie tief sie die Wirkungsweise des Geistes erfassen konnte.

Denselben Eindruck wie bei Käthe Wolf hatte ich auch beim Abschied von Hedwig und Käthe Schoppmann. Sie fanden sich zur Anthroposophischen Bewegung hin und wurden Lehrer an der Waldorfschule in Wuppertal. Ihre Einstellung zur Geisteswissenschaft Rudolf Steiners wurde eindeutig, nachdem sie erkannt hatten, daß man einen sozialen Organismus nur aufbauen kann, wenn man in der Lage ist, des Menschen Individualität in ihrer vollen geistigen und leiblichen Realität kennenzulernen.

Mit Walter und Marie Hundt sprach ich von einem baldigen Wiedersehen. Das ist schon auf dem Heidberg geschehen. Auch sie wendeten sich der Anthroposophischen Bewegung zu und wurden bald tätige Mitglieder. Sie verließen einige Jahre später ebenfalls den Barkenhoff und siedelten sich in Ohlenstedt an, um dort bis auf den heutigen Tag zu wirken.

In der weiteren Folge der Schrift wird das spätere Schicksal des Barkenhoffs zur Sprache kommen.

Heidberg

Schnee lag auf den Wiesen und Äckern von Gut Heidberg, als ich am 1. Februar 1922 mit meiner Arbeit dort begann. Die Gärtnerin, Fräulein Hachez, welche mich in die Gartenarbeit einführen sollte, zeigte mir im Arbeitsraum die Pläne der bebauten Flächen und unterrichtete mich, was in der folgenden Zeit alles getan werden mußte. Sie wollte nur noch einen Monat bleiben, um sich dann der neugegründeten "Weleda" in Ariesheim mit ihren Kenntnissen zur Verfügung zu stellen.

Sie führte mich dann zu den Äckern und Wiesen, die zum Gut gehörten. Heidberg war ein schöner Landbesitz. Gegen das Haus zu lagen die Gartenflächen mit viel Beerenobst in verschiedenen Arten, dann die große Wiese mit den Apfel, Birn- und Pflaumenbäumen. Es waren viel Frühbeete da, von einem großen Quartier mit Küchenkräutern umgeben.

Durch die Großzügigkeit meines Chefs konnte ich bald meine Arbeiten so einrichten, daß ich von vier Uhr morgens bis ein Uhr mittags im Garten war und die übrige Zeit zum Studium geisteswissenschaftlicher Werke für mich hatte. Es war mir selbstverständlich, daß ich nachmittags und abends die notwendigen Gartenarbeiten verrichtete.

Gut war die Zusammenarbeit mit der Küche, weil alle Erzeugnisse des Gartens dort sorgfältig verbraucht wurden. Es war außer der großen Familie mit 7 Kindern viel Besuch im Haus und der große Tisch im Esszimmer immer besetzt. Ich bewunderte die Hausfrau, die es einrichten konnte, daß jeder Gast mit Bewunderung von der Atmosphäre im Haus sprach. Oft durfte ich nachmittags im Teesalon dabei sein, wenn besonderer Besuch bewirtet wurde. Zu Herrn J.G.W. Schröder fühlten sich viele suchende Menschen hingezogen, und er konnte mit Rat und Tat beistehen. Infolge des Umstandes, daß er an einer schweren Krankheit litt, konnte er nicht mehr so tätig sein, wie er gern wollte. Doch setzte er sich noch sehr für die Ziele der Anthroposophischen Bewegung ein.

Herr J.G.W. Schröder war Vorstand des Bremer Zweiges der Anthroposophischen Gesellschaft und leitete eine Anthroposophische Arbeitsgruppe in Vegesack bei Bremen. Dieser gehörten 120 Persönlichkeiten aus der Arbeit-

terschaft der "Vulkan"-Werft an. Sie kamen jeden Mittwochabend zusammen, um soziale Probleme zu besprechen. Viele Fragen über die Mensch- und Weltwerdung tauchten da auf und der Zuhörerkreis erweiterte sich ständig. Erstaunlich ist, wie stark damals unter der Arbeiterschaft ein Bestreben nach Allgemeinbildung vorhanden war. Die "Vulkan"-Werft war eine Hochburg kommunistischer Bestrebungen. Darinnen fanden, wie in einer "Igelstellung", diese Versammlungen mit ihrem Vorsitzenden I.G.W. Schröder statt. Hier wurde nach Wegen gerungen, wie man den Impulsen der Dreigliederungsidee Rudolf Steiners die Wege öffnen könnte.

In Deutschland trafen im Jahre 1922 rechts- und linksradikale Strömungen scharf aufeinander. Der Reichsaußenminister Rathenau, der versuchte, mit sachlicher Verhandlungsführung verlorenes Vertrauen für Mitteleuropa zurückzugewinnen, wurde von nationalen Fanatikern ermordet. Die zukünftigen Nationalsozialisten rumorten. Was kann jeder einzelne von uns, die wir um die neuen sozialen Ideen wußten, tun, um diesen dekadenten Bewegungen entgegenzutreten, das war unser aller Frage.

Die Anthroposophische Weltbewegung wurde bald von der von dem bekannten Theologen Rittelmeyer gegründeten "Christengemeinschaft" unterstützt. In Breitbrunn am Ammersee, im Hause des verstorbenen Dichters Christian Morgenstern, wurde sie gegründet. Nach den folgenden Zusammenkünften im Goetheanum in Dornach mit Rudolf Steiner konnten eine Anzahl von Priestern dieser Bewegung für eine religiöse Erneuerung zuerst in Mitteleuropa ihre Gemeinden gründen und aufbauen. So auch in Bremen. Zwei Priester wohnten im Spätfrihling 1922 im Hause Heidberg und begannen zu wirken.

Im Frühsommer 1922 führte Rudolf Steiner eine große Vortragsreise durch viele Großstädte Deutschlands. Sein Münchener Vortrag war von den nationalen Fanatikern sehr gestört worden. Der folgende Vortrag sollte in Bremen stattfinden.

Im Kreise der Vegesacker Arbeitsgruppe war man sich einig, daß zu diesem Vortragsabend jeder, der abkömmlich war, kommen sollte. Im Einverständnis mit dem Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft in Bremen wurde dann der tausend Menschen fassende Saal in der ersten Stuhlreihe von Vegesacker Arbeitern besetzt.

Die verschiedenen Leibesgliederungen des Menschen, so wie sie in der Menschenkunde für die Waldorflehrer hingestellt sind, wurden in diesem Vortrag nochmals deutlich von Rudolf Steiner dargestellt.

Der Vortrag verlief ohne Störung. Das Publikum war von der Klarheit der Ausführungen des Redners zu diesem so wesentlichen und für die Menschen wichtigen Gebiet berührt.

Zu uns jungen Menschen, die wir uns als Anwärter zur Mitgliedschaft in der Anthroposophischen Gesellschaft entschlossen hatten, sprach dann Rudolf Steiner in einem Nebenraum darüber, wie wichtig es sei, daß sich die Jugend für die Zukunftsaufgaben der Anthroposophischen Bewegung bereit halte. Wir erlebten eine bedeutsame Stunde.

In dieser Zeit unternahm Herr J.G.W. Schröder auf mein Drängen hin eine Familienreise zu dem Gut Marienstein, das Herrn Ernst Stegemann gehörte. Man fuhr damals noch mit der Bahn. Der erste Aufenthalt war in Hannover und wurde im dortigen Bahnhofspeisesaal verbracht, wo ein gutes Gabelfrühstück eingenommen wurde. So kam man gestärkt in Nörten bei Göttingen an und wurde von Herrn und Frau Stegemann aufs herzlichste empfangen.

Der Pächter des Klostergrundes Marienstein wendete auf seinem 800 Morgen großen Gut schon damals die ersten Dungpräparate nach Angaben von Rudolf Steiner an. Mich interessierten die Felder und Wiesen dort. Herr Stegemann meinte, als wir uns über den guten Stand der Felder wunderten, das mache die fruchtbare Gegend. Er sagte: "An der Leine, da wächst es von allein". Dem war nun doch nicht ganz so. Ja, sagte ich mir, hier ist auf einem Flecken Erde nun das verwirklicht, was ich schon so lange suche: eine lebensvolle Landwirtschaft. Und ich äußerte zu Herrn Stegemann spontan: der nächste Wunsch für mich sei, doch bei ihm einmal arbeiten zu können. Er schaute mich an und sagte zu mir - mir klingt das heute noch in den Ohren - "Sie sind ein Typ für Dornach und Sie würden sich bei uns schwerfälligen Hannoverschen Landwirten sicherlich nicht wohlfühlen".

Auf Herrn Stegemanns Anregungen hin vertiefte ich mich erneut in das Entwicklungsgeschehen von Erde und Mensch. Insbesondere machte er mich darauf aufmerksam, daß Dr. Günther Wachsmuth in Dornach an einem Werk

arbeite, in welchem die Angaben Rudolf Steiners über die Erdentwicklung streng wissenschaftlich ausgearbeitet würden. Auch standen mir im Haus Heidberg diese im Manuskript niedergeschriebenen Vorträge vor den Mitgliedern der Gesellschaft zum Lesen zur Verfügung, was ich reichlich ausnutzte.

Mit der Heuernte hörte dann dieses Studium auf, weil die Arbeit draußen mich voll in Anspruch nahm. Während dieser Zeit war auf dem Heidberg ein fröhliches Treiben. Familie Schröder mit den Kindern hielt sich tagsüber auf den Heuwiesen auf. Das Essen wurde im Fuhrwerk herausgefahren. Der Hauslehrer Strohschein war mit dabei, und auch die Eurythmistin, Fräulein Münch, welche in Bremen und Vegesack Eurythmiestunden gab und mit Schröders Kindern Eurythmie machte. Es ging vergnüglich her. Die Witterung war gnädig; unverwandt schien die Sonne, ein leichter Wind strich übers Land. So war das Heuen bald fertig und die vollbeladenen und mit Kindern besetzten Heuwagen fuhren nach Hause. Das Ende der Heuernte wurde in der Obstwiese vor dem Haus mit Lampionlicht gefeiert. Herr Schröder und Albrecht Strohschein hielten kleine Ansprachen. Am Abend dieses Tages zum Ausklingen des Festes waren Albrecht Strohschein, die Haustochter Clara Carstensen und ich noch mit Herrn Schröder in dessen Studierzimmer versammelt, um einiges aus dem Leben dieses weit in der Welt herumgereisten Kaufmannes zu erfahren.

Er erzählte seine Erlebnisse in China. Er charakterisierte den Deutschen im Umgang mit der dortigen Bevölkerung und stellte die Art und Weise gegenüber, wie dies der Engländer tat. Während der Deutsche dort in der Arbeit versank und sich bemühte, das Wohlwollen der Chinesen zu erringen, machte sich der Engländer das Leben viel leichter. Er verstand es, innerhalb von fünf Stunden sein Arbeitspensum zu erledigen und sich dann für den Golfplatz und seinen Club freizumachen. Weil er alles mit Wendigkeit erledigte, hatten die chinesischen Geschäftsleute Respekt vor ihm. Der Engländer konnte wohl im Umgang hart sein, sich aber auch als sehr großzügig zeigen.

An dem Abend bestätigte mir Herr Schröder, daß es mit der Fäkaldüngungsweise in China so sei, wie es in dem Buch des französischen Consuls Eugène Simons beschrieben wurde. Er sagte, daß diese Art Düngung schon vor der

Zeitenwende eingeführt worden sei. Er kannte die Andeutung Rudolf Steiners, daß beim Chinesischen Volk diese Landwirtschaftsweise sehr früh eingeführt wurde, um es vom Aufnehmen der Ichkraft zurückzuhalten.

Später, durch die Ausführungen Rudolf Steiners im Landwirtschaftlichen Kurs in Koberwitz im Jahre 1924 - ist mir klar geworden, daß man in den Fäkalien weitaus nicht den Dungwert des Kuhmistes vor sich hat, trägt doch letzterer Kräfte und Stoffe in sich, welche unseren Kulturpflanzen die Unterlage geben, dem Menschen eine Nahrung zu bieten, welche Leib und Seele fördert.

Im vorigen Kapitel wurde diese Frage schon kurz berührt. - Die Nahrungsstoffe werden durch den menschlichen Organismus wegen des Menschen Ich-Entfaltung voll aufgebraucht im Gegensatz zu den Nahrungsstoffen, die durch den tierischen Organismus gehen.

In China machte J.G.W. Schröder die Bekanntschaft des Deutschen Militärattachés, Oberstleutnant von Falkenhayn. Er schilderte ihn als einen eigenartigen Menschen, dem die Chinesen mit Antipathie begegneten. So war er kein guter Vermittler der Interessen Mitteleuropas. Sein Wesen bewirkte, daß sich seine Verhandlungspartner, wenn möglich, bald aus seinem Umkreis wieder zurückzogen.

J.G.W. Schröder meinte, daß es kein Zufall sei, daß dieser Freund des Kaisers später der Nachfolger des Generalobersten Hellmuth von Moltke wurde. In den Jahren 1939 bis 1941 kam Schröder nochmals auf Falkenhayn zu sprechen, nachdem er das Drama von Albert Steffen: "Der Chef des Generalstabs" gelesen hatte. Das Werk beeindruckte ihn tief. Er fand, daß das Wesen dieses Offiziers dort sehr deutlich dargestellt sei.

Herr J.G.W. Schröder konnte gut erzählen. Und so war es auch interessant, von ihm zu erfahren, wie er zur Anthroposophie gekommen war. Die Jahreszahl weiß ich nicht mehr genau. Um 1908 muß es gewesen sein, als Herr Schröder mit seiner Frau im Speisewagen des Orient-Express saß, der vom Osten kam und in Richtung Paris fuhr. In Wien stieg eine Persönlichkeit mit langem Gehrock in den Wagen und setzte sich zu ihnen und stellte sich als Doktor Steiner vor. Ein gutes Gespräch bahnte sich an. Der neue Fahrgast erkannte bald, daß er Ostasienkenner vor sich hatte. Die Unterhaltung ergab,

daß Ost und West als Gegensätzlichkeit erlebt werden müßten. In diesem Gespräch nahmen Herr und Frau Schröder den Kontakt zu Rudolf Steiner und damit zur Anthroposophie auf. Sie wurden dann im Jahre 1910 eifrige Leser des von Rudolf Steiners neu erschienenen Buches "Die Geheimwissenschaft im Umriss".

Um die Sommersonnenwende des Jahres 1922 saßen wir abends oft auf der großen Hausterrasse. Die Unterhaltungen waren interessant, besonders wenn der Pfarrer der Christengemeinschaft in Bremen, Johannes Werner Klein, über seine Studien sprach. Er erforschte gründlich die Nordisch-Germanische Mythologie und war auf der Suche nach dem Wesenskern der sagenhaften Begebenheiten um den König Gunther in Worms. Wir alle wußten nichts davon, daß Jahre vorher Rudolf Steiner schon über den "Germanischen Sündenfall" gesprochen hatte. Doch war uns klar, daß die Hagengestalt ein besondere Wirkenskraft anzeigte und der Tod Siegfrieds auf ein tragisches Geschick der Germanenstämme hinweist.

Der Juli 1922 brachte für uns junge Menschen auf dem Heidberg eine große Entscheidung. Herr J. G. W. Schröder sprach in letzter Zeit oft davon, daß es sein Wunsch sei, seinen Kindern Unterricht nach der Waldorfschulpädagogik zukommen zu lassen. Für den Aufbau einer solchen Schule in Bremen fehlten aber die Lehrkräfte.

So meinte Herr Schröder, es sei richtig, mit der Familie direkt nach Stuttgart zu übersiedeln, um damit der dortigen Waldorfschule auch finanziell helfen zu können. Nach seinem Entschluß wurde Gut Heidberg verkauft, und mit der Übersiedlung nach Stuttgart begonnen. Albrecht Strohschein und ich standen vor der Situation, unsere weitere Zukunft neu gestalten zu müssen. Albrecht Strohscheins Weg führte in die heilpädagogische Bewegung, zu deren Begründern er gehört. Zu diesem Zweck war er jetzt oft unterwegs, auch in Dornach, wo er die ersten Gespräche mit Rudolf Steiner führen konnte. Ich tat getreulich meine Arbeit weiter. Die Bestände der Landwirtschaft und des Gartens mußten ordnungsgemäß übergeben werden. Auch brauchte Frau Schröder Unterstützung, weil es für sie keine einfache Angelegenheit war, das Haus, in dem die Familie jahrelang gelebt hatte, verlassen zu müssen.

Im Oktober des Jahres nahm ich dann an dem pädagogischen Jugendkurs Rudolf Steiners in Stuttgart teil. Durch Albrecht Strohscheins Vermittlung war es mir gelungen, verschiedene Jugendversammlungen mitzumachen, an denen hauptsächlich Studenten teilnahmen. Mit Interesse betrachtete ich die Kleidung verschiedener Kursteilnehmer. Sie trugen blaue Jacken und kurze schwarze Samthosen. Die Anzüge erinnerten mich an meine Wandervogelzeit.

Viele Fragen hatte ich. Wie konnte ich sie vorbringen, wie einleiten? Bei einer Nachmittagszusammenkunft mit Rudolf Steiner meldete ich mich zum Wort. Ein landwirtschaftliches Thema wollte ich anbringen, aber den Anfang dafür zu finden, fiel mir doch sehr schwer. Ich brachte etwas über die Christuswesenheit und die Ausbreitung des Christentums vor und versuchte auszudrücken, daß ein christlicher Impuls in die landwirtschaftliche Tätigkeit einfließen müsse. Das, was ich vorbrachte, empfand ich als mager.

Als ich bei dem Thema, mineralischer Kunstdung angekommen war, wurden meine Worte flüssiger. Ich berichtete von meinem Eindruck, den ich auf Schloßgut Burgberg beim Umgang mit diesen Stoffen hatte. Vor allem, daß mich der Geruch dieses Pulvers an die vergangenen Weltkriegszeiten erinnerte als uns eine durch Giftgas verpestete Luft entgegengeblasen wurde.

Ich sagte dann, daß ich durch jene Erlebnisse zu dem Entschluß gekommen sei, Landwirt zu werden, um an der Erde wieder gutzumachen, was an ihr gesündigt wurde. Ich fragte, ob es richtig sei, daß man dieses Pulver in die Ackererde gibt, um bessere Erträge zu erzielen, und ob es keine andere Möglichkeit gäbe, den Boden fruchtbar zu machen.

Auf meine ersten Ausführungen ging Rudolf Steiner nicht ein, aber umsomehr auf die letzteren. Er sagte, es käme darauf an, in der Zukunft die landwirtschaftlichen Betriebe so aufzubauen und den Viehbestand so einzurichten, daß die Dungstoffe, die im eigenen Betrieb anfallen, genügen, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhalten. Durch bestimmte Randpflanzen, wie z. B. Esparsette, Brennessel und Meerrettich könnte man günstig auf die Halmfrüchte über dem Erdboden und auf die Hackfrüchte unter der Erde einwirken. Durch Zugabe bestimmter Heilpflanzen in den Mist kann man dafür sorgen.

daß in der Ackerkrume die Lebenskräfte wirksam bleiben. Rudolf Steiner wollte über all dies später noch sprechen. Es käme darauf an, daß der Industrieinfluß von der Landwirtschaft ferngehalten werde.

Hier war die Auskunft auf meine Fragen, welche ich seit dem Jahre 1919 hatte. Hier wurde auf einen eindeutigen Weg, den der Landwirt gehen konnte, hingewiesen. Für mich war ein Fenster geöffnet. In diesen Stuttgarter Tagen sagte ich mir, daß es nun an der Zeit sei, Dornach aufzusuchen und am Goetheanum Umschau zu halten.

Bei diesem Jugendkurs lernte ich den jungen Kapellmeister Don kennen. In einem Gespräch erkannte er meinen sehnlichen Wunsch, eine Zeit lang in Dornach leben zu können und verhalf mir dazu, daß ich bei Herrn Schleutermann, Maurerpolier am Goetheanum, in dessen Wohnung in Arlesheim für einige Tage wohnen konnte.

So machte ich mich nach dem Jugendkurs zur Reise nach Dornach auf. Sie führte durch das schwäbische Land über Donaueschingen durchs Höllental über Freiburg nach Basel. Die letzte Strecke saß ich in der Birseckbahn bis Dorfmitte von Arlesheim. Nach kurzer Wegstrecke war ich bei Herrn Schleutermann und wurde von ihm herzlich aufgenommen.

Am nächsten Morgen machte ich mich auf den Weg nach Dornach. Der Augenblick ist mir unvergeßlich als ich die in der Herbstsonne leuchtenden zwei Kuppeln des Goetheanums erblickte. Erhaben schön wirkte der Bau auf mich, als ich mich ihm am Glashaus vorbeischreitend, langsam näherte. War es möglich, daß ein solches Kunstwerk während des Krieges entstehen konnte, 150 Kilometer von der Vogesenfront entfernt?

Bald darauf, im großen Saal des Goetheanum sitzend, dachte ich über meine Vergangenheit nach. Die Welt ist groß, der Weg, den einem das Schicksal führt, rätselvoll und eigenartig. Aber dann gelangt man doch zu der Stätte, zu der man sich im Stillen immer hingesehnt hat.

Ist das Goetheanum für die Erde nicht zu schön? Wie konnte so etwas geschaffen werden: diese Säulen, diese farbigen Fenster und darüber die ausgemalten Kuppeln? Ist nicht aber auch die Gegnerschaft da, welche mit starken Mitteln versucht, die Anthroposophische Bewegung zu beseitigen?

Herr Schleutermann führte mich zu verschiedenen Stellen im Bau, wo noch gearbeitet wurde, auch in die Schreinerei. Dann ging es zur Kantine herunter, die noch recht klein war, wo man aber ein trautes Zusammensein pflegte. Dann wurde mir Haus Hansi gezeigt. Hier war nun die Wohnstätte Rudolf Steiners. Er war nicht zu Hause, sondern in Stuttgart, um sich mit den Lehrern der Waldorfschule zu besprechen. Kaum fassen konnte ich, daß ich erst vor kurzem in seiner Nähe gewesen war.

Während meines Dornacher Aufenthaltes machte ich mir einen Tag frei, die Umgebung zu besichtigen. Ich stieg zum Gempen hinauf, um von dieser Höhe aus das Goetheanum zu betrachten. Wie gut fügte sich der Bau ins Landschaftsbild ein.

Weiter führte der Weg nach Arlesheim, zur Eremitage hinüber. Welch seltsame Stätte hatte ich da vor mir. Wer ist im Mittelalter durch die Gänge der Burg geschritten, wer saß in den Höhlungen der Felsenwände, fragte ich mich? Welchen besonderen Flecken Erde ich hier vor mir hatte, erfuhr ich in den späteren Jahren durch die Ausführungen Rudolf Steiners am Goetheanum.

Ins Dorf zurückgekehrt, erzählte mir mein Gastgeber von der Tätigkeit Rudolf Steiners als Bauherr, wie die Arbeiter ihn liebten und ihn ihren "Chef" nannten. Es war interessant von ihm zu hören, wie während des Krieges, als von den Vogesen herüber der Kanonendonner zu hören war, Angehörige von 14 Nationen am Aufbau des Goetheanums mitarbeiteten. Mir war da seltsam zu Mute, weil ich daran denken mußte, daß ich als Soldat einmal in der Nähe des Baues gewesen war. Wie eigenartig ist doch die Welt eingerichtet, wie verschieden können der Menschen Wege und Handlungen sein, sagte ich mir.

Nach Norddeutschland und Lesum reiste ich dann wieder zurück, um auf Gut Heidberg die letzten gärtnerischen Übergaben zu vollziehen. Von Herrn Schröder, der jetzt halb in Stuttgart, halb in Lesum lebte - die Familie siedelte jetzt über - bekam ich noch wichtige Zyklen ausgeliehen. Ich wohnte nun in Lesum bei einer Schweizer Familie im "Schweizer Chalet".

Nun befand ich mich in "Ruhestellung". Ich half den Priestern der Christengemeinschaft, welche planten, die Oberuferer Weihnachtsspiele in der Mar-

tinikirche in Bremen aufzuführen. Oft war ich bei den Spielproben. Die Regie führte mein Bruder. Die Menschen waren vom Paradeis- und Christgeburtsspiel sehr ergriffen. Hoffnungsvoll beeindruckt gingen die Zuschauer nach Hause.

(Durch die Bekanntschaft mit Dr. Friedrich Doldinger in Freiburg i. B. kam mein Bruder in den Kreis um Dr. Rittelmeyer, welcher in Breitbrunn am Ammersee die "Christengemeinschaft" begründete und war in den Priesterkreis dieser Bewegung aufgenommen worden.)

Das war die schönste Weihnachtszeit meines Lebens. Ich dachte an meine Herbstserlebnisse in Stuttgart und Dornach. Wie bewegt waren diese Wochen gewesen. In den Tagen nach Weihnachten fuhr ich täglich nach Bremen zur Einstudierung des Oberufers Dreikönigsspiels. Mein Bruder konnte den König Herodes sehr dramatisch darstellen.

Am Neujahrstag sollte auch Probe sein. Ich machte mich von meiner Wohnung "Schweizer Chalet" am Morgen zum Bahnhof Lesum auf, um nach Bremen zu fahren. Dort traf ich auf Herrn Schröder, welcher mit einfachem Reisegepäck auf dem Perron stand. Sein Gesicht erschreckte mich. War ein Unglück in der Familie geschehen, fragte ich mich. Herr Schröder stammelte "Das Goetheanum in Dornach ist in dieser Nacht abgebrannt. Ich muß zu den Freunden in Bremen und dann nach Dornach".

Welcher Schicksalsschlag war das für uns alle. Wie geht es nun weiter?

Was ist zu tun? Wie kann man helfen? Ich dachte an Albrecht Strohschein, der in Dornach weilte und hoffte, von ihm eine Nachricht zu bekommen. Doch ich sollte ja in der Martinikirche mithelfen, daß aufgeführt werden konnte. Das war das Nächstliegende. Auch die Aufführung des Dreikönig-Herodes-Spiel hat den Besuchern viel gegeben.

Nach dem 6. Januar 1923 machte ich mich auf einen früheren Hinweis meines Freundes Strohschein hin, auf zum Besuch des Gutes Abelbeck in der Lüneburger Heide. Einer älteren Dame, Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft, gehörte dieser 2000 Morgen große landwirtschaftliche Betrieb.

Aus der Situation heraus - man brauchte jemand, der Rodlandarbeit beaufsichtigte - fing ich dort mit dieser Tätigkeit an. Plötzlich, am 25. Januar,

erschien unangemeldet Albrecht Strohschein auf dem Gut. Er kam von Dornach und sagte uns, daß die anthroposophische Tätigkeit dort ohne Unterbrechung weitergegangen sei. Eine Wache sei eingerichtet worden. Dr. Wachsmuth, der dafür verantwortlich sei, daß diese gut funktioniert, habe er vorgeschlagen, mich in diese Wachgemeinschaft aufzunehmen. Ich sollte also schleunigst zum Goetheanum reisen. Das war die beste Nachricht, die mich erreichen konnte. Meinen Freund umarmte ich herzlich. Es war das eingetrossen, was ich im Innern wünschte. Der Weg nach Dornach war mir geöffnet.

Zwar suchte ich auf Gut A. von Anfang an, mit dem Inspektor und Verwalter dort wegen Dung- und sonstiger wirtschaftlicher Probleme in Kontakt zu kommen. Beide waren jedoch der Ansicht, daß man nur durch den mineralischen Kunstdung in der Lage sei, eine Heidelandwirtschaft über Wasser zu halten. So war es für mich als Anfänger in der Landwirtschaft schwer, den beiden Praktikern zu entgegnen. Von vornherein sah ich es als aussichtslos an, mich für längere Zeit in der Heide zu betätigen. So führte mich das Schicksal für die nächsten 14 Jahre nach Dornach.

Nur wenig Schlaf fand ich, als ich in der Nacht vom 29. auf den 30. Januar 1923 mit dem D-Zug von Bremen nach Basel fuhr. Die nächtliche Reise führte durch das Nachkriegsdeutschland, wo überall viele Menschen mit Besorgnis in die Zukunft schauten.

In Baden-Oos blickte ich zum Fenster hinaus. In der klaren Winternacht sah ich ostwärts den vulkanartigen Berg, den "Merkur" und den Fremersberg mit der vorgelagerten Iburg. Wie oft waren wir da als Wandervogel in unserer Jugend beieinander gewesen. In Achern sah ich bei der schnellen Fahrt nur kurz den vertrauten Kleinbahnhof für das "Bähnle", das uns Wandervogel vor dem Kriege nach Ottenhöfen brachte, von wo aus wir zu unserem Landheim im Gottschlächthal wanderten.

Nun schaute ich nach Westen in die Rheinebene. In der Ferne mußte Sesenheim liegen. Dorthin zum ehemaligen Pfarrhaus, in welchem Goethe mit Friederike Brion zusammentraf, hatte uns auch einmal unsere Wanderung geführt. Es war im Frühjahr 1912, als wir die Landstraße entlang wanderten, auf welcher der reitende Goethe erlebt hatte, daß er sich selbst in einem graugoldenen Kleide entgegenkommen sah und durch dies Geschehnis beeindruckt wurde, sich mehr nach Innen zu kehren und zu lauschen, was das Schicksal von ihm forderte.

Es ging gegen Morgen, als ich im Osten den Belchen und den Blauen erblickte. Rekrutenerlebnisse tauchten in mir auf: wie wir mit schwerem Gepäck auf diese Berge gestiegen waren. Im Westen lagen die Vogesen mit dem Hartmannsweilerkopf. Ja, da war einmal die Front, da erbebt vom Kanonendonner die Erde.

Am Morgen war ich endlich in dem ruhigen und schönen Basel und fuhr mit dem Tram zur Haltestelle in Arlesheim. Eiligen Schrittes mit pochendem Herzen schritt ich am Schulhaus vorbei. Mein Blick fiel über die Wiesenhänge mit den vielen Kirschbäumen. Ja, es war die Wirklichkeit, man sah die in der Sonne so wunderbar glänzenden Kuppeln nicht mehr.

Auf dem Weg zum Schweinebach begegnete mir ein junger Mensch, den ich vor vier Wochen in Stuttgart beim Pädagogischen Jugendkurs kennengelernt

hatte. Es war Johannes Eyberg. Die Freunde hatten mir mitgeteilt, daß seine Aufsätze gelegentlich in der Zeitschrift "Das Goethanum" erschienen. Wir begrüßten uns wie alte Bekannte. Ich sagte ihm, warum ich auf dem Wege zum Goetheanum sei. Wir stellten fest, daß wir nun Kollegen waren. Er machte sofort kehrt, da er mich zu Dr. Wachsmuth bringen wollte.

Der Weg führte an Haus Hansi vorbei. Kaum wagte ich hinüberzusehen. Tief war ich im Innern bewegt. Wie mag es Rudolf Steiner, dessen Goetheanum nicht mehr war, wohl zu Mute sein, fragte ich mich. Schweigend gingen wir zur Villa Vacano, in deren Gartengelände Dr. Wachsmuth ein kleines Holzhaus bewohnte, in dem wir von ihm freundlichst empfangen wurden. Es bedurfte keiner großen Vorstellung, weil ich durch meinen Freund Strohschein bereits angemeldet war. Weil es gerade an der Zeit war, wurden wir zum Frühstück eingeladen.

Wir saßen in einem Raum, dessen Wände bis oben zur Decke mit Bücherregalen verstellt waren. Bald duftete es herrlich nach Kaffee. Dr. Wachsmuth kochte und kam mit vielsagender Miene mit dem Frühstück angeschleppt. Bald war ein intensives Gespräch im vollen Gange. Zuerst mußte ich Fronterlebnisse erzählen. Dann trug Dr. Wachsmuth Episoden aus seiner Ulanenzeit vor. Köstlich und humorvoll waren alle seine Schilderungen.

Das freudige Gefühl über diesen Empfang in Dornach wich einer großen Traurigkeit, als ich später oben an der Goetheanumruine stand. Die Erinnerung an den vorigen Herbst kam hoch. Nun war das alles nicht mehr. Damit die Schreinerei auf dem Goetheanumgelände, in der nach dem Brande weiterhin Vorträge gehalten und künstlerische Aufführungen veranstaltet wurden, nicht auch noch vernichtet werden konnte und gut geschützt wurde, war eine Wache eingerichtet worden. Ich ging durch den Vortragssaal, den Hauptarbeitsraum und die Räumlichkeiten, welche angebaut waren. Ich wollte alle Ecken genau kennenlernen.

Ich blickte hinunter zum Kesselhaus, dessen eigenartiger Kaminaufbau nun dominierte. Links daneben lag das Glashaus, in welchem früher die Fenster für den Bau in künstlerischen Formen mit den wunderbaren Farbwirkungen geschliffen worden waren.

Der Wächterdienst war streng eingeteilt in die Tag-, Dämmerungs- und Nachtwache. Um die Schreinerei waren Wachhäuschen aufgestellt, um auch bei Regenwetter in Bereitschaft sein zu können. Einmal traf Rudolf Steiner einen diensthabenden Wächter beim Buchlesen an und war darüber sehr erzürnt. Seitdem wagte keiner von uns, auf diese Weise die Wache zu vernachlässigen.

Die Feuerwehr wurde erneuert. Ihr Hauptmann, Herr Ranzenberger, überwachte die Übungen. Als einmal bei einer solchen Rudolf Steiner zugegen war, hatten wir großes Lampenfieber. Die Aufgabe war: Ein hinter der Bühne ausgebrochenes Feuer zu löschen. Schon beim Aufrollen der Schläuche kam es zu einem Durcheinander. Welche Ungeschicklichkeit herrschte beim Vordringen zur "Feuerstelle". Rudolf Steiner war darüber sehr ungehalten und kommandierte laut. Es fielen bei ihm die Worte: "Ja, wenn man keine Geistesgegenwart hat."

Doch gab es auch anderes Zusammensein mit Rudolf Steiner, bei welchem Lebensfragen an ihn gestellt werden konnten. Er fragte einzelne von uns, welchen Beruf sie hatten oder noch ergreifen wollten. Aber wir gaben merkwürdigerweise keine präzisen Angaben. Rudolf Steiner sagte dann, daß der Mensch zu erkennen habe, zu was er berufen sei. Mich kannte Rudolf Steiner von Stuttgart her und sagte an mich gerichtet, daß der Landwirt noch einen lebensvollen Beruf habe und diesen müsse man mit allen Mitteln erhalten. Das wäre besonders für Mitteleuropa außerordentlich wichtig. Es käme darauf an, die Verbindung mit den Lebenskräften im Erdmantel aufrecht zu erhalten. Die Fruchtbarkeit der Erde hänge davon ab.

Die als Gärtnerin in den Dornacher Villen tätige Baroness Wittinghoff war bei diesen Zusammenkünften ebenfalls anwesend, weil sie sich auch als Wächter ansah. Sie sprach von der Lebendigkeit der russischen Erde, von der unversiegbaren Fruchtbarkeit des Bodens. Rudolf Steiner bemerkte dazu, daß im Osten Erde und Mensch ein Kulturresevat darstellten.

Die Baronesse, da und dort im Garten aushelfend, fühlte sich verpflichtet, Rudolf Steiner, besonders abends, wenn er von dem Wächterfreund Georg Groot begleitet wurde und den Weg nach Haus Hansi einschlug, in einiger Ent-

fernung als weitere Beschützerin zu folgen. Sie trug immer einen großen Schlapphut auf dem Haupte und war mit einer Jägerjoppe und grünem Rock bekleidet. Dazu kamen die langen Reitstiefel und die Reitgerte.

Am Haus Brotbeck, dem späteren Eurythmeum, bezog Herr Pozzo, ein russischer Emigrant seinen Posten. Er war ein einsatzbereiter Mensch, bei welchem man russisches Seelentum kennenlernen konnte. Von seinem Wachplatz aus übersah er einen weiten Landstrich und er konnte beobachten, was um Haus Hansi herum vorsich ging.

Am südlichen Geländeingang, dem Haus de Jaager gegenüber, hielt der Bildhauer Kemper Wache. Bei vielen Menschen galt er als verschlossene Persönlichkeit. Er ließ sich nur auf ein Gespräch ein, wenn Aussicht bestand, daß Wesentliches zum Ausdruck gebracht werden konnte. Er war ein guter Menschenkenner.

Pünktlich um acht Uhr abends bezog ein Berufsnachtwächter, wie es von der Feuerversicherung verlangt wurde, seinen Wachposten. Der kleingestaltige Herr Umber führte eine große Dogge, die bis zu seinen Schultern reichte, an einer Eisenkette hinter sich her, wenn er sein Amt antrat. Vom Glashauskeller, wo tagsüber der Hund eingesperrt war, kam das Zweigespann, zog am Kesselhaus vorbei, dann gings die Treppe zur Schreinerei hoch, dieselbe durchquerend, am Hinterausgang hinaus, zum Wachplatz.

Vom kleinen Feuerwehrrüttchen, neben dem Achteckbau, war ein Drahtseil quer durchs Gelände vom Süden nach Norden gespannt. So hatte der Wachhund großen Auslauf und niemand konnte an die Schreinerei heran, ohne dem gefährlichen Wächterhund zu begegnen.

Der Achteckbau diente der Nachtwache nach der Dienstzeit zur Schlafstätte. In der freien Zeit nahmen die Wächter an Kursen in Eurythmie, Sprachgestaltung, Bildhauerei und Malen teil oder studierten im Archiv das geisteswissenschaftliche Lehrgut. Zwei Wächter, Herr Gärtner und Herr Pracht, fanden sich zusammen und schufen in dieser Zeit die Grundlagen ihrer späteren Tätigkeit für eine neue Musikkultur.

Besonders Eurythmie war bei den Wächtern sehr beliebt. Wir sahen nicht nur gern Eurythmistinnen auf der Bühne. Wir fanden heraus, daß wir durch

diese neue Bewegungskunst unsere Lebenskraft bereicherten. Sie machte uns fähig, beim Wachen gut durchzuhalten und gab uns daneben die Kraft, ein intensives Studium durchzuführen. In Frau Dubanjuk hatten wir eine gute Lehrerin.

Wir lernten mit Fleiß und es kam der Abend, da wir vor Herrn und Frau Dr. Steiner eine Probeaufführung machen durften. Wir müssen dabei einen etwas eigenartigen Anblick geboten haben. Vielleicht dadurch, weil wir uns zu sehr anstrebten, machten unsere Arme und Beine groteske Bewegungen. Plötzlich fing Frau Dr. Steiner herzlich zu lachen an und Rudolf Steiner neigte sich mit begütigender Geste zu ihr, um sie zu beruhigen.

Nach unserer Vorführung munterte uns Frau Dr. Steiner auf, ja weiter zu arbeiten und uns durch nichts erschüttern zu lassen. Von uns fühlte sich keiner betroffen. Das bewirkte die humorvolle Atmosphäre, welche diesen Abend beherrschte.

Dieses kleine Geschehnis war mir ein Zeichen dafür, wie doch Rudolf Steiners Geistesgröße über allem Dornacher Geschehen waltete und wie Frau Dr. Steiner mit herzlicher Seelenhaftigkeit die Atmosphäre durchdrang. War sie doch immer klar und wahrhaftig in ihrem Urteil. Damals lebte in unserer geretteten Behausung, in der Schreinerei, unter allen Menschen ein kameradschaftlicher Geist.

Uns Wächtern war klar, daß unser Stand nicht so ohne Weiteres von den Ansässigen hingenommen werden konnte. Besonders den Arbeitern mußten wir am Anfang wie Fremdkörper erscheinen. Eine Brücke waren die Arbeitervorträge Rudolf Steiners. Diese gaben den Anlaß dazu, daß manche von den Arbeitern uns näher kamen. Sie merkten bald, daß wir keine hergelaufenen Vagabunden waren, sondern, daß sie da Menschen vor sich hatten, die schon im Leben standen. Besonders merkten sie auf, wenn wir vom Krieg und den Revolutionswirren sprachen.

Bei diesen Unterhaltungen wurde uns klar, wie der Krieg und die schweren Zeiten hernach der Menschen Bewußtseinshaltung heben konnte. Ist es doch eine Tatsache, daß Leiden erkräftet und ein schweres Schicksal den Menschen fördert. Und diese Schweizer aus dem Arbeiterstand konnten vieles sehr gut mitempfinden, was wir ihnen erzählten.

Bald war sogar ein freundschaftliches Verhältnis mit diesen, zum Teil urwüchsigen Menschen geschaffen. Viele kamen vom Dorf Gempfen zur Arbeit. Täglich diesen steilen Weg vom Stollen herunter und wieder hinauf zu machen, dazwischen die schwere körperliche Arbeit, das war für sie keine einfache Sache. Doch arbeiteten sie alle gern am Goetheanum.

In den Pausen waren sie zu manchen Späßen bereit. Einmal, in der Vesperpause, machte einer von uns mit einem Arbeiter den schweizer Nationalringkampf "Hosenlupf". Da bedarf es besonders geschickter Griffe den Gegner in die Waagerechte zu legen. Wir standen um den Kampfplatz in der Schreinerei und amüsierten uns. Auf einmal war auch Rudolf Steiner als Zuschauer dabei und machte sofort die Geste, daß ja weitergemacht werden sollte. Mit Unentschieden endete der Kampf. Er mußte abgebrochen werden, weil der Arbeitervortrag Rudolf Steiners beginnen sollte.

Von Zeit zu Zeit wurde im Kesselhaus durch den Kaminfegermeister Bruder eine Großputzerei durchgeführt. Wenn er oben zum Schornstein herauskam, sich festgestemmt hatte, um die Putzkugel den Kamin herunterzulassen, erklang von ihm ein urchig schweizer Jodler in die Landschaft hinein. Jetzt erschien gewöhnlich an der Nordseite der Schreinerei Rudolf Steiner, um dies anzuhören.

Einmal durfte ich dabei sein, wie Rudolf Steiner mit Architekt Aisenpreis, Dr. Wachsmuth und einigen Vorarbeitern um die Ruine des alten Baues herumschritt. Da wurde abgemessen, wie weit die neuen Terrassen ins Gelände hereingehen sollten. Die Anlage um den neuen Bau mußte groß genug werden für den vorauszusehenden großen Verkehr auf dem Gelände. In der Nacht hatte es geregnet. Durch den Schlamm war kaum durchzukommen.

Rudolf Steiner hatte über die langen Hosen hohe Stiefel angezogen und ließ sich durch den Matsch nicht beeindrucken. Er gab die Stellen an, wo wichtige Markierungen abzustecken waren.

Erstaunlich war, wie intensiv und ohne Ruhepause das Tagesprogramm an Arbeit, Besuche empfangen, Besprechungen leiten und Vorträge halten - bei Rudolf Steiner ablief.

Gewöhnlich um halbneun Uhr morgens kam die Droschke von Haus Hansi an dem Treppenaufgang zur Schreinerei an. Nachdem Rudolf Steiner Frau Doktor

beim Aussteigen geholfen hatte, widmete er sich sofort dem Kutschpferd "Fanni", denn das schaute schon nach rückwärts in der Erwartung eines Stückchens Zucker.

Droben in der Schreinerei, vor dem Atelier, hielt sich der Pudel "Wuschel" schon in Bereitschaft, von Rudolf Steiner seine Gabe zu empfangen. Wegen seines großen Haarschopfes hieß das Tier auch "Mussolini". Seine Herrin, eine Eurythmistin, rief ihm, wenn er bellend seinen Zucker erbettelte, zu "Scham di Wuschel, Herrn Doktor so anzubetteln". Dem Pudel fiel es schwer, ruhig zu bleiben, weil Rudolf Steiner in seiner Tasche noch nach weiteren Leckerbissen suchte.

An der Türe wartete Dr. Wachsmuth, der sich mit seinem Wissen und Können der Gesellschaft ganz zur Verfügung gestellt hatte, auf die Ankunft von Herrn und Frau Dr. Steiner. In dem kleinen Sekretariat waren nicht viele Hilfskräfte vorhanden. Doch wurde alles zügig erledigt.

Dr. Wachsmuth war immer frohen Mutes, wenn er mit seinem Stöckchen bewaffnet, von seinem Häuschen heraufkommend, der Schreinerei zuschritt. Sein frisches, klares und vornehmes Wesen tat uns allen wohl. Immer war er zugänglich, jederzeit zu Späßen bereit, und er bildete sich nicht im geringsten etwas darauf ein, die besondere Funktion des Sekretärs der Gesellschaft innezuhaben.

Durch seine Vermittlung gab Rudolf Steiner uns Wächtern die Erlaubnis - hinter dem Vortragssaal der Schreinerei, in dem Raum vor der Heizung, seine Vorträge vor den Arbeitern mit anzuhören. Denn nur Arbeiter und Angestellte, die direkt mit dem Goetheanumbau zu tun hatten, durften diesen Veranstaltungen im Saale beiwohnen. Die Arbeiter sollten ganz unter sich sein und so Gelegenheit haben, ungehemmt mit ihren Fragen an Rudolf Steiner herauszurücken.

Ein Arbeiter war besonders darüber erfreut, nun endlich ein gutes Bild über die vergangene Jurazeit zu haben. Es wurde ihm klar, daß es in diesen Weltperioden noch keinen festen Boden gab, sondern alles, was jetzt Erde ist, sich damals in einem Schlammzustand befand. Einem anderen Arbeiter wurde ersichtlich, wie im Verlaufe langer Entwicklungen die feinsten Substanzen grobe Materie wurden. Ein Bienenzüchter hatte durch das Gehörte viel für

seine Arbeit gewonnen. Einig waren sie sich darüber, daß ihr "Chef" auf allen Gebieten Bescheid wußte.

Wenn ich heute im Jahre 1971 über die Vortragstätigkeit Rudolf Steiners vor den Arbeitern in Berlin und später am Goetheanum nachdenke, dann die Arbeiterzusammenkünfte im Jahre 1922 in Vegesack bei Bremen vor mir habe, muß ich mich fragen, warum heute so wenig Arbeiter in der Anthroposophischen Bewegung ihre geistige Heimat finden. Damals, nach dem ersten Weltkrieg, suchten die Menschen dieser Bevölkerungsschichten sehr nach geistigen Werten. Dies Verlangen konnte und kann jederzeit durch die einleuchtenden Darstellungen Rudolf Steiners über die Kulturvorgänge befriedigt werden. Doch jetzt hält der hereinbrechende Materialismus unserer Zeit, verbunden mit dem Scheinwohlstand den Arbeiter von Willensimpulsen ab, die ihn mit den wahrhaften kulturellen Ereignissen bekannt machen würden.

Im Sommer 1923 setzten die Sprengungen an der Terrasse des ersten Goetheanums ein. Die von Weichselkirschbäumen bestandene Wiese im Westen des Baues wurde bald von einem Schuttberg überdeckt. Geschickt war vorher jeder einzelne Baumstamm mit einer Verschalung umgeben worden. So blieben die Bäume vor Beschädigung verschont. Zu dieser Zeit waren die Straßen zur Baustätte durch die Fuhrwerke so stark aufgeweicht, daß sie unpassierbar wurden.

In dieser Zeit lernte ich meine zukünftige Frau kennen. Die Schwester ihrer Mutter, die Kunstgewerblerin Emma Stolle, die sich schon in München an den künstlerischen Vorbereitungen für die Eurythmie und die Mysteriendramen beteiligt hatte und später die Glasfenster für den ersten Bau mit geschliffen hat und dann fortlaufend als Helferin in den künstlerischen Kreisen tätig war, hatte sie im Herbst 1922 bewogen, ihre Tätigkeit als Kinderhortnerin in Charlottenburg aufzugeben und von ihrer Heimat, der Böhmisches Schweiz, nach Dornach zu kommen, um die Eurythmie zu erlernen. Sie verwaltete die zwei Chalets auf dem Gelände oberhalb der Kantine, die früher dem Architekten Bay als Wohnung und Bureau gedient hatten. Viele junge Menschen fanden in den schön ausgebauten Räumen dieser Häuschen eine Bleibe.

In der Sylvesterbrandnacht war sie auch oben am Goetheanum und fragte Rudolf Steiner, ob da nichts mehr zu retten ist. Sie rief einige junge Menschen zusammen, um mit ihnen die Feuerlöscher, die in einem der Räume der Bayhäuschen lagerten, zum Einsatz am Brandplatz zu bringen. Rudolf Steiner kannte sie daher und hat sie immer, wenn er sie auf dem Gelände sah, keinen Umweg scheuend, mit Händedruck begrüßt.

Meine Frau sah ich in meinem Leben zum ersten Mal vom Wächterhäuschen aus, welches an der Nordwestecke des Schreinereigebäudes stand. Sie ging den Weg zum Glashaus hinunter. Lange schaute ich der schlanken Mädchen-gestalt nach und bewunderte ihr edles Schreiten. Als Eurythmieschülerin hatte sie neben ihren Übungsstunden, wie alle anderen Schüler am Goetheanum auch, noch die Pflichten, die schon beschrieben wurden, zu erfüllen.

Meine Beobachtung erzählte ich Johannes Eyberg, welcher mit mir zusammen bei der Gärtnereibesitzerin, Frau Faiss, wohnte. Er wußte, wer das Mädchen sein könnte, und führte mich zu den Bay-Chalets, weil er meinte, ich müßte die Situation dort kennenlernen. Fräulein Johanna Schmidt (Mädchenname meiner Frau) führte in dem oberen Bay-Chalet einen Mittagstisch. Verschiedene Bauarbeiter, der Maler Theo Ganz, dessen Frau, die Goetheanumgärtnerin Antonie Ganz, und einige Studenten fanden sich zur Essenszeit dort ein. Alle Besucher fanden es schön, sich in dieser fröhlichen Gesellschaft entspannen zu können.

So wurde ich auch ein Mittagsgast auf der Terrasse in dem oberen Bay-Häuschen. Von Anfang an fühlte ich mich verpflichtet, für verschiedene Dinge, die da zum Haushalt gehörten, zu sorgen. Zuerst brachte ich von dem hinter der Schreinerei lagernden angebranntem Holz vom alten Goetheanum - wir haben einige Jahre mit diesem Holz gefeuert. Dann sorgte ich dafür, daß immer genügend Wasser im Haushalt war, denn die Zapfstelle war außerhalb der Häuschen. So wurden diese schweren Arbeiten der jungen Hausfrau abgenommen.

Im Juli 1923 reiste meine zukünftige Frau in ihre Heimat, um den Eltern anzuzeigen, daß sie heiraten wolle. Etwas später nahm ich einen kurzen Urlaub, um meine Lebensgefährtin im Elbsandsteingebirge abzuholen. Nach

einer Nachtfahrt kam ich um die Mittagszeit in Herrnskretschen an der Elbe an. Den dunkelblauen, vom Elbsandsteingebirge eingeschlossenen Strom kannte ich von Hamburg her. Doch welch anderes Bild zeigte er in dieser Gegend. Er wirkte wie ein Traumbild, in seinen Fluten köstliches kosmisches Edelmetall verbergend. Kommt er doch aus den sagenumwobenen, aber auch geschichtsträchtigen böhmischen Ländern und fließt von Herrnskretschen ab durch die weiten deutschen Lande, um dann in Hamburg sich mit dem Weltmeer zu verbinden.

Meine Frau empfing mich am Bahnhof, um mich in ihrer Heimat herzlich zu begrüßen. Bevor wir in die Fähre einstiegen, die über den Strom und zugleich die Grenze führte, mußten wir noch die strenge Zollkontrolle passieren. Dann gleitete das Fährboot über den Strom. Am anderen Ufer wurden unsere Pässe von den tschechischen Grenzern nochmals schärfstens unter die Lupe genommen. Jetzt waren wir im Ostland, dem ehemaligen Österreich-Ungarn, der jetzigen Tschechoslowakei, im böhmischen Landgebiet. Unser Weg führte durch die Edmundsklamm. Wir zählten die zahlreichen Brücken, die über den Gebirgsbach führten. Rechts und links ragten die eigenartigen, ausgewaschenen Sandsteinfelsen hoch. Bald stieg der Weg steiler an, bis wir etwas später auf schmalen Fußpfaden abbogen, um Rosendörfchen zu erreichen, wo meiner Frau Eltern ihren Wohnsitz hatten. Dort wurde ich von der Familie herzlich begrüßt. Mutter und Schwestern Schmidt waren bereit, eine entsprechende Ausstattung zurecht zu machen. So fuhr ich wieder nach Dornach zurück. Mein Urlaub war abgelaufen.

Die Reise von Basel nach Dresden hatte mich fünfzig Rappen gekostet, weil die Reichsmark so rasend gesunken war, daß ein Dollar 4,2 billionen Mark wert besaß. Die Not in Deutschland wurde von Tag zu Tag größer. Die dem Volksseelentum Mitteleuropas feindlichen Mächte benutzten die trostlose Lage in Deutschland, um ihr übles Wirken zu verstärken. Die "Schwarze Reichswehr" begann mit den Fememorden. In München erschien der "Völkische Beobachter". In der Festung Landsberg schrieb Adolf Hitler "Mein Kampf". Wird es gelingen, dem vordringenden Widerpart der deutschen Volksseele Einhalt zu gebieten? Das war die Sorge aller einsichtsvollen Menschen in der damaligen Zeit.

Von der Weltlage, die Anthroposophische Bewegung eingeschlossen, erfuhr ich bei einem Zusammensein mit Albert Steffen, dem Schweizer Dichter und dem späteren Vorsitzenden der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft. Mein Freund Johannes Eyberg und ich waren bei ihm zum Abendessen eingeladen. Albert Steffen kannte sich in Deutschland gut aus und arbeitete zur Zeit an seinem Drama "Der Chef des Generalstabes". Er wußte von den Wächtern, daß einige von ihnen den Weltkrieg mitgemacht hatten. Er meinte, daß sie eine bestimmte Bewußtseinshaltung nach Dornach mitbrachten.

Mich fragte er nach besonderen Erlebnissen im Felde. Ich konnte ihm sagen, daß ich manchen Gefallenen gesehen hatte, kurz nachdem ihn die Kugel traf. Ich erlebte, besonders bei ganz jungen Soldaten, wie friedvoll ihre Gesichter waren und man den Eindruck hatte, daß dem Opfertode hohes Erleben folgte. Da griff Albert Steffen ein und erzählte uns, was Rudolf Steiner in den Berliner Vorträgen des Jahres 1916 und 1917 von den Opfertoten draußen im Felde gesprochen hatte.

Er schilderte, wie Rudolf Steiners Weg im Jahre 1900 von Weimar nach Berlin mitten hinein in den Werkweltbetrieb führte. Sei es im Unterricht in der Wilhelm-Liebkecht Arbeiter-Bildungsschule oder der Friedrichshagen Freien Hochschule, der ersten Volkshochschule in Deutschland. Albert Steffen sagte, man müsse sich den vierzigjährigen Rudolf Steinerprechend vor siebentaushundert Buchdruckern und Setzern vorstellen, als er am 17. Juni 1900 im "Großen Zirkus" von Berlin die Jubiläumsrede zur Gutenberg-Feier hielt. Wie eindrucksvoll doch seine Sprache gewesen sein mußte.

Dann kam Albert Steffen auf die dunklen Mächte zu sprechen, die jetzt in Deutschland rumoren. Da nahm ich die Gelegenheit wahr, dem Dichter meine Erlebnisse bei General K. zu erzählen. Er meinte, daß solche Fanatiker Werkzeuge der geistgegnerrischen Mächte seien, die nun alles daran setzten, den Einfluß des wahren Deutschen Volksgeistes zu unterbinden. Er wies auf die Stadt München hin, welche er aus früheren Zeiten gut kannte. Seine Erlebnisse dort hätten ihn bewogen, das Drama "Das Viergetier" zu schreiben. Er kannte den Hofbräuhauskeller und dessen Atmosphäre, die deutlich genug spräche.

Einige Wochen nach dem Abend bei Albert Steffen zur Mittagszeit des 10. November hatte ich für eine kurze Zeit den Wächter am Eingang zur Schreinerei abgelöst. Aus dem Atelier kam Rudolf Steiner mit Dr. Wachsmuth. Beide blieben sie am schwarzen Brett stehen, an welchem für die Künstler die verschiedenen Anweisungen und Programme angeheftet wurden. Da hing das Telegramm vom Hitler-Ludendorff-Putsch in München. Rudolf Steiner sagte zu Dr. Wachsmuth: "Wenn diese Gesellschaft sich durchsetzt, das bringt für Mitteleuropa eine große Verheerung".

Der Zeitpunkt, welcher für die Gründung der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft angesetzt war, rückte näher. Rudolf Steiner sprach mit uns Wächtern sehr ernsthafte Worte. Er wies daraufhin, daß die Gegnerschaft vielseitig sei und daß man auf empfindliche Störungen gefaßt sein mußte.

Die Frage war, wieviele Mitglieder zur Tagung erscheinen würden. Dr. Wachsmuth berichtete, daß viele Meldungen eingegangen seien. So wurde an der Nordseite der Schreinerei ein Anbau errichtet. Überhaupt herrschte vom 24. November bis zum 10. Dezember auf dem Goetheanumgelände Hochbetrieb. Denn in der Dezembermitte mußten die Vorbereitungen für das große Ereignis fertig sein. Aber wie sahen die Wege zur Schreinerei aus? Wir Wächter versuchten Dr. Wachsmuth, der die organisatorische Oberleitung für alles hatte, zu unterstützen.

In den letzten Tagen vor Weihnachten trafen noch so viele Anmeldungen ein, daß eine weitere provisorische Vergrößerung des Vortragssaales vorgenommen wurde, indem man in der Wand zum Arbeitsraum große Fenster aushob, damit auch der Werkraum Zuhörer aufnehmen konnte. Das hier gelagerte Holz wurde geschickt für Sitzplätze hergerichtet, so daß die Stätte, in der sonst die Maschinen liefen, geschreinert und gezimmert wurde, während der Tagung viele Besucher aufnehmen konnte. In dieser Zeit sind keine besonderen Störungen eingetreten. Nachher empfingen wir Wächter von Rudolf Steiner ein Lob für unseren Einsatz. Er sagte auch, wir sollten gerade jetzt in der Winterszeit sehr wach sein.

Nach der Weihnachtstagung wurde die Wache verstärkt und erstreckte sich bis nach Arlesheim zum Klinisch-Therapeutischen Institut hinüber. Es ka-

men die kalten, klaren Winternächte. Besonders bei Mondschein hatte der Wächter weiten Blick. Um Mitternacht ging der Wachhabende zur kurzen Ablöspause von einem Posten zum anderen. Wie schmeckte dann in der Schreinerei der gute Kaffee mit Butterbrot und Schweizer Käse.

Der Winter war lang, der Schnee blieb bis Mitte Februar. Da endlich erschienen die Weidenkätzchen im Silberglanz und die ersten Krokusse zeigten an, daß Leben in den Boden kam. Was mußte man für die Erde alles tun, fragte ich mich. Hatte mir nicht Dr. Wachsmuth während der Weihnachtstagung gesagt, daß Rudolf Steiner Vorbereitungen für einen landwirtschaftlichen Kurs treffe?

Als die Wiesen ergrünen, erschien in Dornach unangemeldet ein junger Mensch und stellte sich als Graf Alexander von Kayserlingk vor. Er suchte dringend Rudolf Steiner zu sprechen. Es blieb nichts anderes übrig, als ihm den Einlaß ins Atelier zu vermitteln, in dem sich gerade auch Dr. Wachsmuth befand. Nach einer halben Stunde konnte man erleben, wie der junge Graf erhobenen Hauptes und freudig erregt die Schreinerei wieder verließ. Dr. Wachsmuth erzählte uns später, daß der Abgesandte des Grafen Karl von Kayserlingk, Koberwitz, an Rudolf Steiner die Frage gerichtet hatte, wann der landwirtschaftliche Kurs stattfinden könnte. Von Rudolf Steiner war aber für diese Vorträge noch kein Termin festgelegt worden. Da sagte der junge Graf, er könne das Atelier nur verlassen, wenn ihm ein Termin zugesagt würde. - Sein Onkel, der Graf Karl von Kayserlingk hatte ihm vor seiner Abreise nach Dornach angekündigt, daß er ohne Terminbescheid für das Stattfinden des Kurses nicht wieder bei ihm in Koberwitz erscheinen dürfe.

Von diesem Vorfall besonders berührt wurde Graf Lerchenfeld, der in Bayern einige große Güter besaß und in Dornach lebte. Ihm war es bis dahin nicht möglich gewesen, Rudolf Steiner zu einem Kurs zu bewegen. Der Graf stand in Dornach in enger Verbindung mit Ehrenfried Pfeiffer, der im Auftrage Rudolf Steiners die ersten biologisch-dynamischen Präparate herstellte.

Später sprach mich Graf Lerchenfeld über das eigenartige Zustandekommen des Kurses an. Er meinte, daß zu diesem Zeitpunkt eine michaelische Kraft

gewirkt habe, die den Osten Deutschlands auserkor, die Neugeburt der Landwirtschaft durch einen Kurs Rudolf Steiners vorzunehmen.

In dieser Zeit verbrachte ich oft viele Stunden in dem kleinen Archiv, das in den kleinen Räumlichkeiten in der Südwestecke der Schreinerei untergebracht war. Ich suchte nach dem Schrifttum Rudolf Steiners über die Nordisch-Germanische Mythologie. Fräulein Dr. Vreede, die damals das Archiv betreute, sprach mich dort an. Für den kommenden landwirtschaftlichen Kurs sollte sie astronomische Berechnungen machen. Sie wollte mit mir einmal über Halm-Wurzelfrüchte und Leguminosen sprechen.

Das Anerbieten nahm ich freudigst an und fragte, wann ich einmal bei ihr vorbeikommen sollte. Auf keinen Fall wollte ich sie beim Mittagsschlaf stören. Da sagte sie mir prompt: "Ich gehöre nicht zu den faulen Leuten, die ihren Mittagsschlaf halten." Fräulein Dr. Vreede war immer gerade heraus. Die Unterredung mit ihr war für mich sehr bedeutungsvoll. Hörte ich doch von ihr, wie die einzelnen Pflanzen in der verschiedensten Weise mit den Planeten verbunden sind.

Einige Male durfte ich bei Dr. Usterie, dem bekannten Schweizer Botaniker zu Gast sein. Auch besuchte mich dieser später öfters im Goetheanumgarten, um mit mir praktische Dinge, die sein Gartenbesitztum in Rheinach betrafen, zu besprechen. Er hatte den Gärtnerberuf in Zürich erlernt, das Abitur nachträglich gemacht und dann die Naturwissenschaften studiert. Er wanderte nach Brasilien aus und nahm dort einen Lehrstuhl als Professor der Naturwissenschaften ein. Er wußte viel von den Zusammenhängen der Pflanzen mit den Planeten. Sein Schrifttum darüber ist sehr interessant.

Mit dem hereinbrechenden warmen Frühlingswetter wurden wir jungen Menschen in Dornach regsam. Wir hörten von der vorgesehenen Gründung der Jugendsektion am Goetheanum. Wir kamen öfters zu Besprechungen zusammen, um uns darüber klar zu werden, was wir als Dornacher Jugend dazu beitragen könnten. In einem der beiden Bay-Chalets fanden die ersten Besprechungen statt. Es ging bewegt zu.

Auf der einen Seite wurde zum Ausdruck gebracht, daß bei uns die Herzenssprache willensmäßig dominieren sollte. Auf der Gegenseite wurde die Mei-

nung vertreten, daß man nur vorwärts kommen könne, wenn man streng den Weg, der zur Esoterik führt, beschreitet. Alle horchten wir auf, als im Nachrichtenblatt für die Mitglieder der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft die folgenden Worte Rudolf Steiners über das Suchen der Anthroposophischen Jugend zu lesen waren:

"Sie ist gewahr geworden, daß dieses Suchen nach den Tiefen der Seele gehen muß und daß die zeitgenössische Zivilisation nach den Tiefen nicht führen kann. Es gibt eine Jugend, die so nach Esoterik sucht, weil sie ahnend entdeckt hat, daß in der Esoterik der wahre Inhalt des Menschen erst erlebt werden kann."

Als Vertreter der Jugend, die für die willensdurchdrungene Herzenssprache bei den Jugendversammlungen eingetreten war, gaben mir die Worte Rudolf Steiners zu denken:

"Aber es gibt noch eine andere Jugendmeinung. Diese wird leicht versucht, das Jungsein in einem so absoluten Sinn zu nehmen, daß ihr auch schon das Streben nach Esoterik, wie das Aufnehmen eines Fremdkörpers erscheint. Sie möchte vor allem, unbeirrt von allem, was von außen kommt, sich in das eigene Jungsein vertiefen und sich dieses zum Verständnis bringen."

In der Anthroposophischen Gesellschaft hofft wohl auch die Jugend, die dieser Meinung ist, etwas zu finden. Sonst wäre sie gar nicht darinnen. Aber sie glaubt der Anthroposophie erst den rechten Geist durch die Betätigung ihres Jungseins bringen zu müssen. Der Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft wird weit davon entfernt sein, diesem Teil der Jugend mit einer philiströsen Kritik zu begegnen".

Diese Worte schrieb Rudolf Steiner in Hinsicht auf die erste Dornacher Jugendversammlung im Vortragssaal der Schreinerei, bei welcher der Vorstand am Goetheanum anwesend war. Er sprach am Schluß dieser Versammlung sehr ernste Worte zu uns.

Bald darauf folgte eine Zusammenkunft mit Rudolf Steiner in den Räumen des "alten Baubüros". Das Gebäude aus der Zeit der Errichtung des ersten Goetheanums stand damals noch. Es war rechts vom südlichen Fußwegaufgang zum Bau, wo heute die einladende Rasenfläche dem Besucher ins Auge fällt. - Rudolf Steiner stellte uns jungen Menschen die Aufgabe, einen Aufsatz

gewirkt habe, die den Osten Deutschlands auserkor, die Neugeburt der Landwirtschaft durch einen Kurs Rudolf Steiners vorzunehmen.

In dieser Zeit verbrachte ich oft viele Stunden in dem kleinen Archiv, das in den kleinen Räumlichkeiten in der Südwestecke der Schreinerei untergebracht war. Ich suchte nach dem Schrifttum Rudolf Steiners über die Nordisch-Germanische Mythologie. Fräulein Dr. Vreede, die damals das Archiv betreute, sprach mich dort an. Für den kommenden landwirtschaftlichen Kurs sollte sie astronomische Berechnungen machen. Sie wollte mit mir einmal über Halm-Wurzelfrüchte und Leguminosen sprechen.

Das Anerbieten nahm ich freudigst an und fragte, wann ich einmal bei ihr vorbeikommen sollte. Auf keinen Fall wollte ich sie beim Mittagsschlaf stören. Da sagte sie mir prompt: "Ich gehöre nicht zu den faulen Leuten, die ihren Mittagsschlaf halten." Fräulein Dr. Vreede war immer gerade heraus. Die Unterredung mit ihr war für mich sehr bedeutungsvoll. Hörte ich doch von ihr, wie die einzelnen Pflanzen in der verschiedensten Weise mit den Planeten verbunden sind.

Einige Male durfte ich bei Dr. Usterie, dem bekannten Schweizer Botaniker zu Gast sein. Auch besuchte mich dieser später öfters im Goetheanumgarten, um mit mir praktische Dinge, die sein Gartenbesitztum in Rheinach betrafen, zu besprechen. Er hatte den Gärtnerberuf in Zürich erlernt, das Abitur nachträglich gemacht und dann die Naturwissenschaften studiert. Er wanderte nach Brasilien aus und nahm dort einen Lehrstuhl als Professor der Naturwissenschaften ein. Er wußte viel von den Zusammenhängen der Pflanzen mit den Planeten. Sein Schrifttum darüber ist sehr interessant.

Mit dem hereinbrechenden warmen Frühlingswetter wurden wir jungen Menschen in Dornach regsam. Wir hörten von der vorgesehenen Gründung der Jugendsektion am Goetheanum. Wir kamen öfters zu Besprechungen zusammen, um uns darüber klar zu werden, was wir als Dornacher Jugend dazu beitragen könnten. In einem der beiden Bay-Chalets fanden die ersten Besprechungen statt. Es ging bewegt zu.

Auf der einen Seite wurde zum Ausdruck gebracht, daß bei uns die Herzenssprache willensmäßig dominieren sollte. Auf der Gegenseite wurde die Mei-

nung vertreten, daß man nur vorwärts kommen könne, wenn man streng den Weg, der zur Esoterik führt, beschreitet. Alle horchten wir auf, als im Nachrichtenblatt für die Mitglieder der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft die folgenden Worte Rudolf Steiners über das Suchen der Anthroposophischen Jugend zu lesen waren:

"Sie ist gewahr geworden, daß dieses Suchen nach den Tiefen der Seele gehen muß und daß die zeitgenössische Zivilisation nach den Tiefen nicht führen kann. Es gibt eine Jugend, die so nach Esoterik sucht, weil sie ahnend entdeckt hat, daß in der Esoterik der wahre Inhalt des Menschen erst erlebt werden kann."

Als Vertreter der Jugend, die für die willensdurchdrungene Herzenssprache bei den Jugendversammlungen eingetreten war, gaben mir die Worte Rudolf Steiners zu denken:

"Aber es gibt noch eine andere Jugendmeinung. Diese wird leicht versucht, das Jungsein in einem so absoluten Sinn zu nehmen, daß ihr auch schon das Streben nach Esoterik, wie das Aufnehmen eines Fremdkörpers erscheint. Sie möchte vor allem, unbeirrt von allem, was von außen kommt, sich in das eigene Jungsein vertiefen und sich dieses zum Verständnis bringen."

In der Anthroposophischen Gesellschaft hofft wohl auch die Jugend, die dieser Meinung ist, etwas zu finden. Sonst wäre sie gar nicht darinnen. Aber sie glaubt der Anthroposophie erst den rechten Geist durch die Betätigung ihres Jungseins bringen zu müssen. Der Vorstand der Anthroposophischen Gesellschaft wird weit davon entfernt sein, diesem Teil der Jugend mit einer philiströsen Kritik zu begegnen".

Diese Worte schrieb Rudolf Steiner in Hinsicht auf die erste Dornacher Jugendversammlung im Vortragssaal der Schreinerei, bei welcher der Vorstand am Goetheanum anwesend war. Er sprach am Schluß dieser Versammlung sehr ernste Worte zu uns.

Bald darauf folgte eine Zusammenkunft mit Rudolf Steiner in den Räumen des "alten Baubüros". Das Gebäude aus der Zeit der Errichtung des ersten Goetheanums stand damals noch. Es war rechts vom südlichen Fußwegaufgang zum Bau, wo heute die einladende Rasenfläche dem Besucher ins Auge fällt. - Rudolf Steiner stellte uns jungen Menschen die Aufgabe, einen Aufsatz

zu schreiben, der die Frage beantworten sollte, wie ein jeder von uns sich die Gestalt und das Leben Mitteleuropas 1935 vorstelle. Das gab mir eine Gelegenheit, meine Gedanken über die Zukunftsgestaltung, so wie ich sie mir vorstellte, niederzuschreiben.

Ich schrieb, daß ich mir für die dreißiger Jahre an wichtigen Stellen Mitteleuropas eine brüderliche Zusammenarbeit zwischen Bauernwirtschaften und Kulturstätten, wie Schulen und Landschulheimen vorstelle. Wenn dort Bauern mit neuen Arbeits- und Düngungsmethoden die Erde pflügen und in den Schulräumen Waldorfpädagogik angewendet würde, könnten echte Kulturzentren entstehen. Rudolf Steiner sagte, in diesem Aufsatz ständen klare Ansichten.

Es war am 13. März. Die Wächter Knut Asbjörn, Johannes Eyberg, Georg Groot und ich wurden als Vertreter der Dornacher Jugend zu Rudolf Steiner ins Atelier vorgeladen. Offen sprach Rudolf Steiner vor uns aus, daß in Dornach zur Zeit niemand da wäre, welcher für die Leitung der Jugendsektion in Frage käme. Doch denke er an Dr. Ernst Lehrs in Stuttgart. Ihn könne er aber nicht von seiner Tätigkeit als Waldorflehrer abberufen, weil er eine der besten Lehrkräfte sei. So lege er vorläufig die Leitung der Jugendsektion in die Hände von Fräulein Dr. med. Bockholt. Das wäre aber auch vorläufig, weil diese Ärztin im Klinisch-Therapeutischen Institut in Arlesheim unentbehrlich sei. Wir waren entlassen.

Erleichtert schritt ich aus dem Atelier. Das Diskutieren in den Jugendzusammenkünften war mir seit einiger Zeit zuwider geworden. Nun war gute Sicht geschaffen, und die Jugendsektion hatte eine Bedachung bekommen.

Mehr und mehr kam in mir der Wunsch auf, wieder in der Landwirtschaft arbeiten zu dürfen. Öfters ging ich den kleinen Weg durch den Goetheanumgarten. Frau Antonie Ganz bewirtschaftete ihn. Schon manche Unterredung hatte ich mit ihr über die Vielfältigkeit des Betriebes gehabt. Hier begegnete mir einmal Rudolf Steiner als er vom Krankenbesuch von Miss E. Marion, der Leiterin der Sektion für die bildenden Künste, kam. Da es in der Nacht vorher sehr geregnet hatte, war der Weg glitschig. "Hier in Dornach ist die Erde nicht leicht zu bearbeiten, durch schlechte Pflege kann man sie gründlich verderben", meinte Rudolf Steiner. An diese Worte mußte ich spä-

ter denken, als ich selbst in diesem Gelände arbeitete.

Der Tag, an dem das Südportal gesprengt wurde, kam heran. Die Sicherungsvorbereitungen für die Schreinerei waren getroffen worden. Weil die Fenster verschalt waren, schien das Tageslicht nur durch einige Ritzen in die Schreinerei. Vor der Türe zum Atelier leuchteten die Notlichter. Rudolf Steiner kam mit Dr. Wachsmuth zu uns in die Schreinereierkstatt. Mit verschränkten Armen blickte er in die Richtung der Sprengungsstelle. Ja, dahinter war einstmal's der Weiße Saal. Wie mochte es wohl Rudolf Steiner zu Mute sein? Nach der Sprengung und dem Öffnen der Eingangstür lagen die Betonbrocken unter einer großen Staubwolke. Nur den Mut nicht verlieren. Wir dachten an die vergangene Weihnachtstagung, trugen im Gedächtnis Rudolf Steiners Sätze für den Neubau. Ganz aus Beton sollte das Goetheanum errichtet werden. Und dessen Formen sollten Zeugen eines Geistgeschehens auf der Erde sein.

Näher rückte die Zeit für den landwirtschaftlichen Kurs in Koberwitz. Am 4. Juni hörte ich die Ausführungen Rudolf Steiners vor den Bauarbeitern. Ein Schreiner fragte, wie die Sonnenstrahlen entstehen und ob diese aus einer Substanz seien. In der Antwort deutete Rudolf Steiner an, daß die Sonne nichts Physisches ist, sondern daß da eine Aushöhlung im Kosmos sei. So wie im Selterswasser die aufsteigenden Perlen dünner als das Wasser sind, so ist der die Sonne umgebende Raum dichter als sie. Sie ist etwas rein Geistiges. Es kann nicht sein, daß von diesem "Loch" Strahlen ausgehen. Ebenso wie an einem nebligen Abend es so scheint, wie wenn von einer Straßenlaterne Strahlen ausgingen, die man aber an einem richtigen schönen Abend nicht sieht, ebenso wenig sind die Sonnenstrahlen Wirklichkeit. Als ich das hörte, sagte ich mir: Also ist der "Nebel der die Erde umgebende Äthermantel und die Sonne das Geisteslicht. Dort ist das wahre Sein und wir auf der Erde leben nur im Schein. Wie ist doch das Erdenleben seltsam. Einige Tage zuvor war es mir in einem Gespräch mit Dr. Wachsmuth klar geworden, wie der Sonnenumgang und der Jahresablauf mit den auf und niedersteigenden Ätherarten im Umkreis der Erde zusammenhängt. Und hier im Arbeitervortrag erweiterte sich in mir dieses Bild eines großen kosmischen Umlaufes.

Am 5. Juni sprach mich Fräulein Geck an. In meinen Freistunden malte ich auch. Diese Mallehrerin kam öfters zu mir, um zu schauen, welche Fortschritte ich machte. Sie meinte, ich hätte ein angeborenes Farbempfinden und sie überprüfte mich von Zeit zu Zeit. Sie kam aus dem Atelier und brachte mir die Nachricht, daß Rudolf Steiner mit seinem Aquarell "Die Urpflanze" eben fertig geworden sei.

Also ist dieses Bild noch kurz vor dem vorgesehenen Landwirtschaftlichen Kurs fertig geworden. Eigenartig war mir zu Mute, als mich Fräulein Geck fragte: "Warum fahren Sie nicht zu diesem Kurs?" Der morgige Tag war für die Abreise Rudolf Steiners nach Koberwitz angesetzt. Und für heute, den 5. Juni waren nochmals schwere Sprengungen am Südportal vorgesehen. Da konnten auch Splitter zum Bay-Chalets herüberfliegen. So war ich dann zur Sprengzeit, am Mittag, bei meiner Frau zu Hause.

Bei uns war der Medizinstudent Felix Ungar zu Gast. Er erzählte mir, daß er durch Frau Dr. Wegmanns Vermittlung die Erlaubnis erhalten hätte, am Landwirtschaftlichen Kurs in Koberwitz teilzunehmen. Ich war sprachlos. Der Mediziner nimmt teil und ich als Landwirt bleibe zu Hause? Wäre es möglich, daß auch ich nach Koberwitz fahren könnte, das fragte ich mich schon die ganze Zeit. Aber ich mußte vor allem auch daran denken, daß wir für den Juni die Geburt unseres ersten Kindes erwarteten. Um dafür gerüstet zu sein, hatten wir für den eventuellen Krankenhausaufenthalt Geld erspart und zurückgelegt. Und die Schlesienfahrt kostete doch einige Batzen.

Für mich ausschlaggebend war, daß meine Frau mich aufmunterte, trotz all meiner Bedenken die Fahrt zu wagen. Aber am 5. Juni wagte ich es nicht, Rudolf Steiner im Atelier zu fragen, ob ich an seinem Kurs teilnehmen dürfte. Noch einmal hatte ich in der Nacht vom 5. bis 6. Juni Wache. Es war helles und warmes Wetter bei sternübersätem Himmel. Die Dämmerung kam und damit auch die Ablösung. Im Wächterhaus legte ich mich auf den Strohsack und war um 7 Uhr auf den Beinen, um mich für den Besuch bei Rudolf Steiner im Atelier sauber zu machen. Um 9 Uhr sprach ich bei Dr. Wachsmuth vor. Da erschien Rudolf Steiner und ich rückte mit der Sprache heraus. Rudolf Steiner belehrte mich: "Über die Einladungen zum Kurs habe ich nicht

zu bestimmen. Das liegt in den Händen von Herrn Graf von Kayserlingk. Ich meine nun, wenn ich ein gutes Wort für Sie einlege, daß Sie dann an meinem Kurs teilnehmen dürfen." Erleichtert verließ ich das Atelier.

Nun fiel mir ein, daß ich doch meinen Paß in Ordnung zu bringen hätte. Es fehlte noch eine Eintragung des Konsulates in Basel. Aber ich wußte, daß der Klinikchauffeur für Haus Hansi in Basel eine Besorgung zu erledigen hatte. So sprach ich bei Frau Lehmann, der Haushälterin von Haus Hansi vor. Sie wartete schon auf das Klinikauto. Als sie von meinen Absichten hörte, sagte sie zu mir auf echt berlinerisch: "Gottseidank findet sich noch jemand Männliches, der mit Dr. Wachsmuth zusammen den Doktor nach Koberwitz begleitet. Det Wachsmuthche kann das ja gar nicht allein, den Doktor in dem dortigen Hexenkessel zu beschützen."

Solche Worte kamen mir gelegen. Ich saß bald im Auto nach Basel und konnte auf dem Konsulat alles erledigen. Und es gelang mir, an diesem Nachmittag um vier Uhr in dem D-Zugwagen zu sitzen, mit welchem Rudolf Steiner, Fräulein Dr. Vreede und Dr. Wachsmuth nach Breslau fuhren.

Es war für mich eine unvergeßliche Fahrt. Was wird der Morgen, was werden die folgenden Tage bringen? Ich lebte in einer grenzenlosen Erwartung. In Frankfurt erging sich Rudolf Steiner während des viertelstündigen Aufenthaltes auf dem Bahnsteig. Dr. Wachsmuth und ich begleiteten ihn. Mir war seltsam zu Mute. Welcher von den Menschen, die sich auf dem Perron aufhielten, ahnte, wer da mit ruhigen Schritten auf und ab ging. Manchem war sicherlich die Persönlichkeit bekannt, die in den letzten Jahren in Deutschland so viele gut besuchte Vorträge gehalten hatte.

Von Frankfurt ging es nach dem Nordosten. Um Mitternacht stieg in Bebra, mit ihrer Eurythmiegruppe von Paris kommend, Frau Dr. Steiner in den Zug. Eifrig betätigte ich mich als Kofferträger. Um halb vier Uhr morgens, als es hell wurde, schaute ich vom Gangfenster in die Dämmerung hinaus. Der Zug fuhr durch den Thüringer Wald. Auf einer Wiesenfläche beobachtete ich eine Mähdergruppe. Das war die beste Zeit für den Grasschnitt. "Morgenstund hat Gold im Mund". Wie wahr ist dies Sprichwort.

Rudolf Steiner hatte ich nicht bemerkt, als er zu mir ans Fenster getreten

war und mich mit den Worten ansprach: "Wenn es weiter nach Osten geht, wird die Landschaft lebendiger". Die Wartburg im Morgengrauen an sich vorbeiziehen zu lassen, gehörte auch mit zur Vorbereitung des kommenden Kurses. Rudolf Steiner schaute hinaus in diesen für Mitteleuropa so bedeutungsvollen Landstrich. Mit dem morgendlichen Hellerwerden weitete sich das Land. Bald ging die Reise an großen Weizen- und Zuckerrübenfeldern vorbei. Koberwitz rückte näher. Endlich fuhr der Zug im Breslauer Hauptbahnhof ein. Eine Autokolonne erwartete die Dornacher mit Herrn und Frau Dr. Steiner.

Es begann in Koberwitz eine Festeszeit. Sie war mit selbstgewollter und harter Arbeit aller ausgefüllt, sei es in der äußeren Ausgestaltung oder im Aufnehmen des Kurses. Was gehörte alles dazu, so viele Menschen zu bewirten. In Deutschland waren noch stark die Nachwehen des Hungers, ja der Kriegsnöte. Das Geld war entwertet. Man lebte von heute auf morgen. Von einem inneren Standpunkt aus gesehen war es wahrhaftig eine günstige Zeit für die Gestaltung der doch im Grunde sehr ernsten Tage, die uns nun in Koberwitz erwarteten. Hier versammelte sich auch die suchende Jugend und wartete auf die Beantwortung bestimmter Fragen. Ihr konnte Rudolf Steiner für die Zukunft richtungsgebende Impulse aufzeigen.

Auf Schloß Koberwitz sprach mich Fräulein Mitscher, die Seele der Dornacher Eurythmietruppe an. Sie sagte mir, Frau Dr. Steiner sei in Sorge, daß auf den Doktor ein Anschlag verübt werden könnte. Es hatte sich herumgesprochen, daß in Schlesien von nationaler Seite gegen die Anthroposophische Bewegung gehetzt werde. Sie überbrachte mir Frau Dr. Steiners Bitte, mich doch in der Nähe Rudolf Steiners aufzuhalten.

Das war nun ein besonderer Auftrag, der unauffällig durchgeführt werden mußte. So nahm ich dann auch die Gelegenheit wahr, in den Pausen, an den mehr privaten Gesprächen, welche mit Rudolf Steiner geführt wurden, teilzunehmen. Dabei hörte ich seine Worte: "Der anthroposophische Landwirt sollte sich in Gedanken mit dem Evolutionsgeschehen, mit der Entwicklung von Erde und Mensch beschäftigen, um hinter wesentliche, die gegenwärtige Landwirtschaft bestimmende Faktoren zu kommen."

In den Jahren danach, als ich mit Fräulein Riese der Dornacher Auskunfts-

stelle für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise vorstand, habe ich oft an diese wertvolle Viertelstunde auf Schloß Koberwitz gedacht. Am Abend nach Flurbesichtigungen fragten die Bauern und Gärtner immer, was letzten Endes dieser Wirtschaftsweise zugrunde liege. Die Zusammenkunft endete dann meistens mit einer Aussprache über das Evolutionsgeschehen.

In einer großen Pause fand mit Rudolf Steiner eine Besichtigung der verschiedenen Ställe des Gutes statt. Interessant waren seine Angaben über das überwiegend Hitzig-Phosphorige in den Pferdeställen, dann seine Bemerkung, daß im Schweinepferch das Salzige-Kalte vorherrscht. Nur im Kuhstall sei das Gleichmaß in der Stoff- und Kraftwirkung zu finden.

Nach dem Rundgang ging es in die Vorhalle des Schlosses. Dort war ein Buffett mit all den Erzeugnissen des 40 000 Morgen großen Gutes aufgebaut. Hier konnte man sich an der Vielfalt der Produkte laben. Erstaunlich war, in welch großem Rahmen sich diese Gastlichkeit im Schloß hielt, denn von Anfang bis zum Ende der Tagung standen all diese Produkte den Kursteilnehmern zur Verfügung.

Neben dem eigentlichen landwirtschaftlichen Kurs, dessen Inhalt jetzt jedem Interessierten zugänglich gemacht worden ist, waren in dieser Zeit viele Stunden den künstlerischen Veranstaltungen gewidmet. Im Lobetheater in Breslau konnte ich den Darbietungen der Dornacher Eurythmistinnen von einem Logenplatz aus zuschauen. Ich saß hinter Rudolf Steiner, so daß ich den Logeneingang gut im Auge hatte. So war ich auch während der Aufführung der "Iphigenie" durch die Kugelman-Truppe in Rudolf Steiners Nähe; ebenso bei den Vorträgen vor den Mitgliedern der Anthroposophischen Gesellschaft.

Zur versammelten Jugend sagte Rudolf Steiner, daß seine Angaben über Bodenverbesserung keine Dungrezepte seien. Alles im landwirtschaftlichen Kurs Ausgesprochene stehe im kosmischen Zusammenhang. Nur wenn man wieder den Weg in die Weltweiten findet, kann man der Erde Heilendes geben und erschöpfte Kraftwirkung auffrischen. Bei diesen Zusammenkünften sprach Rudolf Steiner auch davon, daß Mitteleuropa am Jahrhundertende schwersten Zeiten entgegengehe. Die Jugend mußte sich für eine Arbeit an neuen Kultur-

stätten bereit halten. Um diese als Schutzgürtel müßten landwirtschaftliche Betriebe gelagert sein, welche auf Grund ihrer Wirtschaftsweise von Industrieprodukten, wie mineralischem Kunstdünger, unabhängig arbeiten könnten. Viele der jungen Menschen, die diese Worte hörten, haben sich später den Neugründungen zur Verfügung gestellt.

Mit einer großen Festlichkeit in einem Breslauer Saalbau ging die Koberwitzer Tagung zu Ende. Die Eurythmistinnen und Schauspieler wurden hoch geehrt. An Rudolf Steiner und Frau Dr. Steiner wurden manche Dankesworte gerichtet. Doch Rudolf Steiner sagte in seiner schlichten Art: "Jetzt sind wir wieder einen großen Schritt vorwärts gekommen".

Auf der Rückreise nach Dornach besuchte Rudolf Steiner mit Fräulein Dr. Vreede und Dr. Wachsmuth das neugegründete heilpädagogische Institut Lauenstein bei Jena. Wie erfreut war mein Freund Albrecht Strohschein, der dort schon aktiv tätig war, über diesen hohen Besuch. Das merkte ich, als ich vier Stunden später zu Fuß auch am Institut ankam. Als Gartenbetreuer stellte sich mir Herr Pache vor, der spätere Leiter des Heilpädagogischen Instituts Sonnenhof in Arlesheim. Ihm mußte ich bis in die Nacht hinein von Koberwitz erzählen. Auch Albrecht Strohschein kam noch hinzu. Er war so glücklich, weil Rudolf Steiner die Arbeit auf dem Lauenstein positiv beurteilt hatte.

Frohgemut kam ich am 20. Juni in Dornach an. Am 24. Juni wurde uns ein Söhnlein geboren. Es ging alles so schnell, daß zur Aufnahme meiner Frau in ein Baseler Spital keine Zeit mehr blieb. Ich eilte zur Schreinerei ins Atelier, da ich wußte, daß zu dieser Zeit Frau Dr. Wegmann dort war. Sie kam sofort mit Frau Dr. Bockholt zu unserem Häuschen. Bald hatte in Dornach ein neuer Erdenbürger das Licht der Welt erblickt. Später ging ich ins Atelier und bat Rudolf Steiner, mir bei der Wahl des Namens für unser Kind zu raten. Ein Tag und eine Nacht verstrichen, dann bekam ich den Bescheid, daß der Name Jakobus Friedwart für unser Söhnlein der richtige sei.

Rudolf Steiner kümmerte sich nachher sehr um das Kind und hat der Mutter durch seine Ratschläge sehr geholfen. Alle Dornacher nahmen regen Anteil an der Entwicklung des sehr lieben Kindes. Jakobus Friedwart wuchs mit

der Errichtung des Goetheanums heran. In den Sandbergen am Süden des Baues spielte er und lud seine Schubkarren so auf, wie die Bauarbeiter es taten.

Am Vormittag des 12. Juli wurde ich zu Rudolf Steiner ins Atelier gerufen. Er machte mir den Vorschlag in Zukunft das Goetheanumgelände im Zusammenhang mit dem Klinisch-Therapeutischen Institut zu bearbeiten. Die geernteten Produkte sollten in erster Linie den Kranken zugeteilt werden. Als Teilnehmer des landwirtschaftlichen Kurses hätte ich da ein weites Feld zu verwalten. Wie alles in Zukunft zu bewerkstelligen sei, würden die Besprechungen mit Frau Dr. Wegmann ergeben. Ich sollte mich jeden zweiten Wochentag zehn Uhr vormittags im Atelier bei ihr melden.

Bei dieser Beauftragung muß ich wohl ein sorgenvolles Gesicht gemacht haben, denn Rudolf Steiner sagte zu mir: "So ein ernstes Gesicht darf man nun doch nicht machen, wenn einem so etwas Schönes aufgetragen wird. Wenn ich so jung wie Sie wäre, würde ich mit höchster Freude so einen Auftrag in Empfang nehmen."

Sorgenvoll und freudig war ich zugleich. Meine Frage war, kann ich den Erwartungen genügen? Es war das Goetheanumgelände mit anschließenden Obstwiesen zu bewirtschaften und unter anderem 150 Kirschbäume zu beernten. Man mußte die Klinik- und Sonnenhofgartenanlage betreuen. Dazu kam die kleine Landwirtschaft der Holle. Sehr dankbar war ich Frau Ganz, welche sich von ihrer gärtnerischen Tätigkeit auf dem Goetheanumgelände zurückziehen mußte, daß sie mich in ihre verschiedenen Arbeitsgebiete einführte.

In dieser Zeit trat Frl. Mitscher an meine Frau und mich heran, ob wir nicht die Schauspieltruppe Kugelmann an unseren Mittagstisch aufnehmen könnten. Diese Truppe war aus Deutschland zum dramatischen Kurs, den Rudolf Steiner damals gab, nach Dornach gekommen und hatte wegen der Valutaschwierigkeiten wenig Geld zur Verfügung. Unsere Antwort konnte nur ein "Ja" sein. In kameradschaftlicher Weise wurden die Schauspieler von uns aufgenommen. Bei den Vorbereitungsarbeiten und dem Geschirrspülen nach Tisch halfen alle Besucher freudig mit.

In diesen Tagen fand auch Rudolf Steiners Kurs für die Priester der Chri-

stengemeinschaft statt. Einige von ihnen saßen auch an unserem Mittagstisch. Mein Bruder war ebenfalls dabei. Von ihm wurde jetzt unser Sohnlein Jakobus Friedwart getauft. Bei dieser Handlung, die in dem "Alten Bau-bureau" am Südaufgang des Goetheanumgeländes stattfand, war als Taufpate der anthroposophische Landwirt Ernst Jakobi zugegen. Zu dieser Taufe, welche damals ja noch nicht lange gehandhabt wurde, kamen viele Dornacher Mitglieder. Es war ein eigenartig schönes und auch unvergeßliches Bild, diesen Markgräfler Bauern, der in Koberwitz Rudolf Steiner seine Sorgen um den Rebbau so drastisch vorgebracht hatte, mit Gehrock und Zylinder über das Goetheanumgelände schreiten zu sehen.

Nach diesen großen August-September-Tagen, in welchen von Rudolf Steiner eine Überfülle von Vorträgen gegeben wurden, in denen auch die Ärzte und Heilpädagogen die Richtlinien für ihre zukünftige Tätigkeit erhielten, trat in Dornach Stille ein. Rudolf Steiner mußte sich auf das im Atelier aufgebaute Krankenlager zurückziehen.

Frau Walter, von Berlin kommend, errichtete im Ateliervorraum eine provisorische Küche. Frau Dr. Wegmann, die sich nun dauernd bei Rudolf Steiner im Atelier aufhielt, sagte mir, ich sollte die Termine zum dreimaligen Erscheinen in der Woche beibehalten und ich sollte auch den Kontakt mit Frau Walter aufnehmen, um mit ihr die Lieferungen von Obst und Gemüse für die provisorische Küche zu besprechen. Am 28. September raffte sich Rudolf Steiner vom Krankenlager auf, um vor den Mitgliedern über Johannes den Evangelisten zu sprechen. Es war seine letzte Ansprache. In voller Aktivität schrieb er weiterhin die Leitsätze für die Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft, die dann jedesmal am schwarzen Brett in der Schreinerei erschienen.

Im Oktober begannen die Wälder rings ums Goetheanum herbstlich zu werden, die Eichen erglühten golden. Es folgte die Novemberzeit mit tiefstem Nebel. Im Dornacher Wald sammelten wir für die Frühbeete Laub ein. Es mußte jetzt für die Vorfrühjahrszeit alles vorbereitet werden, um sobald wie möglich Frühgemüse, Salate und Kräuter besonders für Frau Walters Küche heranziehen zu können.

An Weihnachten verlas Frau Dr. Steiner die schriftlichen Grüße von Rudolf Steiner. Es folgte der Sylvesterabend mit der Aufführung der "Karmaeurythmie". Am Neujahrstag hörten wir davon, daß Rudolf Steiner in der vergangenen Nacht eine Herzschwäche gehabt hatte. Wir waren in Sorge, wie es mit dieser Krankheit weiterginge. Jeder fragte sich, was er in dieser Situation noch besonderes tun könne.

Am 27. Februar, zu Rudolf Steiners 64. Geburtstag, versammelten sich viele Mitglieder der Gesellschaft vor dem Atelier und brachten Blumen. Da war auch ein großer Strauß von den Bauarbeitern dabei, die ihrem "Chef" die herzlichsten Genesungswünsche bestellten. Fräulein Zibell, die treue Hausgehilfin vom Haus Hansi, durfte als Einzige mit einem Geschenk zu Rudolf Steiner ins Atelier.

Die erste Märzwoche des Jahres 1925 war außerordentlich kalt. Man fing sozusagen jeden Sonnenstrahl ein, damit Wachstum in die Frühbeete kam. Die zweite Märzwoche brachte zur Kälte noch starken Nebel, der das beginnende Wachstum hemmte. Zu allem kam in der dritten Woche böiger Wind hinzu. Es fing zu stürmen an. Der Regen peitschte vom Westen und vom Süden gegen die Atelierwände.

Am Morgen des 30. März, als ich meinen Rundgang durch die Gärten machte, hatte sich der Sturm noch nicht gelegt. Als ich von der Gartenanlage des Klinisch-Therapeutischen Instituts kam und über den sogenannten Bretterweg ging, der vom Haus Etienne zum Nordwesteingang des Goetheanumgeländes führte, begegnete ich Dr. Noll. Seit einiger Zeit war dieser Arzt ans Krankenlager Rudolf Steiners zugezogen worden. Auf meine Frage, wie im Atelier die Situation ist, sagte er: "Es steht schlecht."

Zu dieser Zeit hatte ich vor Haus Schürmann einen Acker für den Gemüsebau in Bearbeitung genommen. So war ich um 10 Uhr mit dem Abstecken von Gartenbeeten beschäftigt, als Herr Ranzenberger zu uns mit der Nachricht kam: "Der Doktor ist soeben gestorben."

Die Gartengehilfen blickten mich betroffen an. Wir hörten sofort mit der Arbeit auf. Es war ein seltsamer Feierabend. Das stürmische Wetter begann sich zu beruhigen. Ich blickte zum westlichen Horizont. Dort der Berg "Landskrone" war die Wetterscheide. Noch türmten sich über ihn dunkle Wolken. Sie

rückten nach Osten vor. Doch zerstoben sie bald. Das war ein Zeichen, das es helles, klares Wetter geben würde.

Am 31. März säuberten wir die an der Südseite der Schreinerei langführende Rabatte. Der Besucherstrom zum Atelier, wo Rudolf Steiner aufgebahrt war, wurde an der Schreinereisüdseite entlang zum hinteren Eingang (Ostseite) geleitet. An der vorderen Türe (Westseite) war der Ausgang. So wurde jeder Unruhe vorgebeugt.

Bei klarem, alles zum Leben erweckenden Wetter, zog der Besucherstrom nach der Bahre Rudolf Steiners unter der Christusstatue. Wohin deutet diese Schicksalswendung, was wird die Zukunft bringen, so fragten wir uns gegenseitig.

Am Donnerstag, 2. April, fand in der Schreinerei die Totenfeier für Rudolf Steiner statt. Der Sarg war inmitten der Saalbühne aufgestellt. Friedrich Rittelmeyer vollzog das Aussegnungsritual im überfüllten Raum. Aus allen Weltgegenden waren die Menschen zum Abschied von dem Begründer der Anthroposophie gekommen.

Am 3. April wurde der Sarg aus der Schreinerei über die Westtreppe hinunter zur Straße getragen. Das schwarze Auto stand an der Stelle, wo Rudolf Steiner immer aus der Holle-Droschke ausstieg. Auf der an der Ostseite des Goetheanums schon aufgebauten Verschalung für den Neubau bildeten die Arbeiter stumm Spalier zum Abschied von ihrem verehrten und geliebten Chef.

Um 10 Uhr begann im Krematorium in Basel die Totenweihehandlung. Die Türen blieben weit offen und wir Außenstehenden konnten alles miterleben. Als der Rauch aus dem Kamin aufstieg, schwang sich mit ihm ein Schwalbenpaar zum Himmel empor.

Nach Dornach zurückkommend, empfing mich eine Schar kleiner Kinder, die sich auch an diesem Tage, wie sonst des öfteren, um den kleinen Jakobus Friedwart und seine Mutter gesellt hatten. Sie kamen von einem Spaziergang zurück. Die ersten Veilchen hatten sie gefunden. Ein warmer Strom ging durch die Natur. Jetzt hieß es frisch an die Arbeit gehen, so wie Rudolf Steiner es immer gewollt hatte. Jetzt, im April, lag das Hauptgewicht auf der Frühjahrsbestellung der Gärtnerei. Ende Mai gings zur Heuernte. Anfang

Juni begann die Ernte der 150 Kirschbäume. Inzwischen war in die Gärtnerei das Unkraut eingedrungen. Das war ein sorgenvoller Augenblick. Gegen Michaeli wurde es ruhiger. Nun mußten die Beeren der das Goetheanumgelände umgebenden Brombeerhecke geerntet werden. Im November hatte man Zeit für die Gartenplanung für das folgende Jahr. Im Dezember kam es zu den ersten Zusammenkünften zwischen den Landwirten und Gärtnern. Es war interessant zu hören, welche Erfahrungen der Einzelne in der neuen Wirtschaftsweise gemacht hatte.

Im Januar 1926 fand die erste Dornacher Landwirtschaftlich-Gärtnerische Tagung statt. Diese Zusammenkünfte zeichneten sich dadurch aus, daß man sich ehrlich gegenübertrat. Denn die ausgeführten Arbeiten lagen ja offen zur Begutachtung vor. Man half sich gegenseitig mit Rat und Tat. Ein positiver Strom ging durch diese Tagungen. Frau Dr. Steiner, weltoffen mit guter Menschenkenntnis, sagte einmal in ihrer impulsiven Art: "Wenn die Landwirte hier zusammenkommen, dann weht in Dornach ein anderer Wind."

Die Tagungen fanden zuerst im Schreinereisüdsaal neben dem Atelier statt. Als dann das Goetheanum im Frühjahr 1928 im Rohbau fertig war, wurde dessen Südsaal für eine erste Tagung freigegeben, und zwar für die Gärtner und Landwirte. Diese landwirtschaftliche Tagung vom 5. bis 10. Februar 1928 war wie eine Einleitung für die Michaeliszeit dieses Jahres, in welchem der neue Bau eröffnet wurde.

Albert Steffen leitete mit einer Naturbetrachtung ein. Dann sprach Dr. Wachsmuth von dem Heranziehen der ätherischen Bildekräfte durch die neuen Präparate in den landwirtschaftlichen gärtnerischen Bereich. Fräulein Dr. Vreede wies auf bestimmte Sternkonstellationen hin, die als Zeitpunkt der Ungeziefer- und Unkrautbekämpfung in Frage kommen. Am folgenden Abend hielten im Schreinereisaal vor einem größeren Zuhörerkreis Frau Dr. L. Kolisko und Dr. Usterie ihre Vorträge. Erstere wies auf ihre Mondphasenversuche hin, letzterer stellte die Beziehung der Pflanzen zum uns umgebenden Planetenbereich dar.

Am nächsten Tag folgte der Bericht Ehrenfried Pfeiffers über die Arbeiten an seinen Kristallisationsmethoden, welche in Zukunft den Landwirten und Gärtnern dienen sollen. Dann sprach Dr. Eckstein über die verschiedenen

Böden (geologische Zusammenhänge). Hierauf berichtete Herr Stegemann über sein Gut Marienstein. Vor dem Koberwitzer Kurs hatte er schon das Kuhhorn-Kuhmistpräparat mit Erfolg angewendet. Von seinen Sandböden in Pilgramsheim sprach Immanuel Vögele. Dort wollte er in Zukunft eine Kartoffelsaatzucht errichten. Graf Kayserlingk unterrichtete uns über den Neubeginn auf Schloß Zasterhausen. Graf Lerchenfeld legte klar, wie er in Zukunft durch föderalistische Zusammenfassung seine bayerischen Güter bewirtschaften wolle. Dann kam Herr Max Karl Schwarz zu Wort. Er sprach von seinem Birkenhof in Worpsswede. Infolge der neuen Wirtschaftsweise brauchte er in seinem Gartenbetrieb kaum noch zu gießen. Er hatte schon eine gute Kompoststätte geschaffen. Schließlich sprach ich über meine Erfahrungen im Gemüse- und Obstbau.

Das Interesse an der Tagung innerhalb der anthroposophischen Bewegung war sehr groß. Aus den Vereinigten Staaten von Amerika, aus Brasilien, aus Australien trafen Telegramme mit der Bitte ein, die Vorträge zu stenographieren. In jener Zeit bildeten sich allerorts Gruppen und Arbeitsgemeinschaften.

Diese lebensvolle Tagung brachte Zukunftshoffnung nach Dornach. Es war uns allen klar, daß die anthroposophische Bewegung sich nur am Leben erhalten könne, wenn durch den tätigen Helferwillen aller die Herzensimpulse zur Entfaltung kämen.

Nach des Tages Arbeit während der landwirtschaftlichen Tagung folgte dann der Abendspaziergang zum Gasthof "Zum Ochsen" in Dornach-Brugg. Dort war das Hinterzimmer für die Tagungsgäste reserviert. Heiter ging es da her. Jeder trug in seiner Art zur Feststimmung bei. Köstliche Erlebnisse erzählte Herr Stegemann aus seiner Militärzeit, in der er Schwadronchef gewesen war. Unübertrefflich waren Dr. Wachsmuths Schilderungen aus seiner Zeit als Adjutant eines leutseligen Kommandeurs. Dazwischen ertönte heiteres Klavierspiel von Dr. Erhard Bartsch neben der Tenorstimme von Dr. Eckstein.

Doch man konnte auch ernsthaft beisammen sein, wenn Jugendprobleme besprochen wurden. Herr von Koschützki fragte, wie wir es schaffen würden, junge Menschen in unsere Landwirtschaften aufzunehmen. Es wurde der Ju-

gend gedacht, die im Weltkrieg den Opfertod erlitten hatte. Ergreifend war die Schilderung von Immanuel Vögele über das Sterben der Jugend beim Sturm auf Langemark. So fand sich immer im Januar oder Februar der zwanziger Jahre in Dornach ein treuer Freundeskreis zusammen.

In Dornach wurde eine Auskunftsstelle für biologisch-dynamische Wirtschaftsweisen gegründet, in welcher Fräulein Erika Riese, Gärtnerin am Forschungslaboratorium am Goetheanum und ich freundschaftlich zusammenarbeiteten. Wir besuchten die neu begründeten Arbeitsstätten in der Schweiz, in Österreich und im Elsaß. Am Bodensee, in der Überlinger und Lindauer Gegend erstanden Arbeitsgemeinschaften. Weiterhin in Württemberg im Zusammenhang mit der "Weleda". Da ich als Beisitzender mit in den Gründungsvorstand des Allgemeinen Anthroposophischen Versuchsringes in Dornach aufgenommen worden war, fuhr ich mit Dr. Wachsmuth nach Berlin, wo über die Gründung einer Gesellschaft verhandelt wurde, die versuchen sollte, die Produkte unserer Landwirtschaften und Gartenbaubetriebe sinngerecht zu verteilen. Hierdurch entstand dann später der Demeter Bund.

Meine Position in Dornach war eigenartig. Mit den Arbeitern am Bau hatte ich wegen deren landwirtschaftlichen und gärtnerischen Interessen rege Beziehungen. Ich verkaufte ihnen auch Gemüse- und Blumenpflanzen, sowie Stauden und selbst herangezogene Ziersträucher. Bei diesem Verkauf fanden sich auch viele Dorfkunden ein. Während der Kirscherntezeit halfen Dorfleute mit, die Früchte zu pflücken. Manche von ihnen pachteten Kirschbäume zur Selbsternte.

Da die Gärtnerei dem Klinisch-Therapeutischen Institut angegliedert war, so wurden mir von dort aus Patienten geschickt, welche es nötig hatten, für kurze Zeit in der Landwirtschaft und Gärtnerei mitzuarbeiten. Der Garten hatte auch oft Besuch von den Helfern des Sonnenhofes mit ihren Pfleglingen. Herr Pache, der Leiter des Heilpädagogischen Instituts, erschien gewöhnlich um elf Uhr morgens mit einem vierzehnjährigen, mit der Littelschen Krankheit behafteten Patienten. Von seinem Sitz im Rollstuhl aus beobachtete dann Reiner Winandy - so hieß der Patient - alles, was an Gewächsen da war. Das Sonderbare war sein gutes Gedächtnis. Es kam nicht vor, daß er einen Pflan-

zennamen, den er einmal gehört hatte, vergaß.

Da es von Interesse sein kann, wie es um den weiteren Lebensweg eines solchen Patienten stand, sei hier ein späteres Begebnis im Jahre 1958 erwähnt. Da traf ich Herrn Winandy in seinem elterlichen Besitztum an der Außenalster in Hamburg wieder. Er war immer noch an den Rollstuhl gebunden. Nun hatte ich aber einen Menschen vor mir, der einen kaufmännischen Betrieb mit Umsicht leitete. Ich mußte ihn wegen einer Rosenneuanlage beraten. Bei dieser Gelegenheit übergab ich ihm einen Katalog von einer guten Pinneberger Baumschule mit ausgezeichneter Rosenzüchtereier, den er gründlich durchsah. Er bat mich darum, ihm diesen Gartenbetrieb, dessen Besitzer ich gut kannte, zu zeigen. Dort in der Baumschule brachte er den Inspektor in Verlegenheit. Herr Winandy kannte auf Grund seines Katalogstudiums manche Rose, deren Namen unser Führer im Augenblick nicht wußte.

Herr Winandy hatte damals im Sonnenhof in Arlesheim durch die dortige Pflege viel an Lebenskräften erhalten. Wenn ich in seiner späteren Lebenszeit mit ihm sprach, konnte ich bemerken, daß er sich ein ansehnliches Wissen auf verschiedenen Lebensgebieten angeeignet hatte und mit einer treffsicheren Urteilskraft ausgestattet war.

Im Garten und in unserem Gärtnerhaus hatten wir manchen bedeutsamen Besuch. Eines Tages erschien bei uns Professor di Suza aus Rio de Janeiro, Brasilien, zum Frühstück. Wir wollten ihn mit Orangen, welche uns so vorzüglich schmeckten, beglücken. Er aß und meinte: "Diese Früchte schmecken wie Stroh." So bekamen wir eine Ahnung davon, wie gut wohl doch in Südamerika die Orangen munden müssen.

Eines Tages war Herr Stockmeier, der Vater des bekannten Stuttgarter Waldorf-Lehrers zum Mittagessen bei uns. Meine Frau tischte auf. Doch der alte Herr mit dem blendend weißen Haar und langem Bart bedankte sich und zog aus seiner Manteltasche eine Flasche Milch und ein Stück Schwarzbrot hervor. Das sei seine Mahlzeit, meinte er. Anderes dürfe er nicht essen.

Er erzählte uns von seiner schweren Krankheit im Weltkrieg. Als Major wurde er verschüttet und dadurch erlahmte der Magen. Die Ärzte hatten ihn aufgegeben. Doch der Offizier machte sich vom Krankenbett zum Spazier-

gang ins französische Etappenstädtchen auf. Im Schaufenster eines Früchtladens stachen ihm ein Korb mit Orangen ins Auge. Er aß in Zukunft viel von diesen Früchten und gesundete.

Eines nachmittags hatten wir hohen Besuch. Frau Dr. Wegmann erschien bei uns mit Exzellenz Eliza von Moltke. Es war in der Pause der Vorlesung des Dramas "Der Chef des Generalstabes" von Albert Steffen durch den Dichter selbst. Der Zweck dieses Besuches sei, sagte Frau Dr. Wegmann, den Durst von Exzellenz zu löschen. Da wäre doch unser selbsthergestellter Apfelmost am Platze. Sehr eingenommen von solch ehrenwertem Besuch zapfte meine Frau eine der Toblerflaschen an. Frau von Moltke richtete an mich die Frage, wo ich zur Schule gegangen wäre. So konnte ich in Beantwortung dieser Frage ihr mein Wandervogelerlebnis in der Lichtentaler Allee in Baden-Baden im Sommer 1913 erzählen, wo ich den Chef des Generalstabes, umgeben von hohen Offizieren, gesehen hatte. Sie sagte, sie kenne das Bad gut und daß Rudolf Steiner einmal vor den Mitgliedern der Gesellschaft im Haus F. gesprochen hätte, aber sonst von der Badegesellschaft dort nicht viel hielt.

Im Dezember 1928 kam die Nachricht von dem Tode des Grafen Karl von Kayserlingk nach Dornach. Herr Dr. Wachsmuth bat mich, in "Was in der Anthroposophischen Gesellschaft vorgeht" zu schreiben, wie ich diesen Tod persönlich empfände. Mein Manuskript unterbreitete ich dann Herrn Albert Steffen. Er war sehr erschüttert und verhehlte nicht, daß dem so plötzlichen Sterben des Grafen etwas Besonderes zu Grunde liegen müsse. Ich schrieb dann im Mitteilungsblatt, wie sehr Rudolf Steiner den "Eisernen Grafen", wie er ihn nannte, schätzte und was alles Landwirte und Gärtner ihm verdanken.

Die Gräfin Johanna von Kayserlingk schrieb mir dann am 14. März 1929 die folgenden Worte: "Der Tod meines Mannes waren hohe Tage, äußerlich war gar kein Grund vorhanden, er war so gesund, so arbeitsfreudig, wie seit Jahren nicht; es war als habe Gott ein Tor aufgetan und ihn hinüberschreiten lassen in ein goldenes Reich der Freiheit, von welchem er besser für die Ziele, die er suchte, wirken konnte, als im Erdenleibe."

Besonders in den letzten Monaten suchten seine Geistesziele nach immer höheren Idealen. Stätten schaffen über die weite Erde hin, in denen der Christus in den Elementen auferstehen kann - Stätten des Friedens und der Liebe, in denen die Kulturstätten der Dreigliederungsbewegung Heimat haben würden. In der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise sah er nur das Handwerkszeug hierzu.

Schon 1918 bat er den Doktor, er wolle Orte schaffen, wo Mensch und Tier und Pflanze, frei vom Materialismus leben sollen - da begann der Doktor mit ihm Koberwitz zu erlangen. Mustergültig lebte er uns vor, wie man Frieden und tiefe Liebe auch im weiteren Kreise gemeinsam lebender Menschen halten könne."

Noch manch wertvolle Begebenheiten im Leben ihres verstorbenen Mannes schilderte mir die Gräfin von Kayserlingk als ich sie später in Sasterhausen - Mai 1929 - besuchte. Während des Weltkrieges war ja ihr Mann in Verbindung mit Generaloberst von Moltke und konnte, als dieser noch als stellvertretender Generalstabchef in Berlin wirkte, viel dazu beitragen, daß eine vollständige Hungerkatastrophe vom Deutschen Volk abgehalten wurde.

Wie konnte die Gräfin dann so lebensvoll von ihren Erlebnissen während des Koberwitzer Kurses erzählen. Wie ist ihr in Erinnerung geblieben, wie äußerst bescheiden Rudolf Steiner in jenen Tagen in Koberwitz gelebt hat und wie er für sich selbst kaum etwas beanspruchte. Am meisten erstaunt über so etwas seien damals die Bediensteten im Schloß gewesen.

Diese wertvolle Unterredung mit Gräfin Kayserlingk in mir tragend, fuhr ich dann mit Dr. Eckstein durch die Thüringer Lande an der Wartburg vorbei zur Sommertagung auf Gut Marienstein in Nörten bei Göttingen. Die Auskunftsstellenleiter der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise kamen dort in einer vortrefflich bewirtschafteten Gutsumgebung zusammen und konnten so bei dieser Tagung viel in sich aufnehmen. Allen Tagungsteilnehmern imponierte der handfeste hannoversche Landwirt Ernst Stegemann und dessen Einsicht in das landwirtschaftliche Leben. Es fanden sich noch Dr. Wachsmuth und Direktor Martin Schmidt von der Heißdampfgesellschaft Kassel ein. Es kam zur Sprache, daß in Worpswede Heinrich Vogelers "Barkenhoff"

erworben werden sollte. Auf diesem Gelände wollte man eine Siedlerschule errichten; denn viele junge Menschen drängten damals aufs Land hinaus. Sie wollten sich im Bearbeiten des Erdbodens am kulturellen Neuaufbau beteiligen.

Eine Autokolonne mit Tagungsteilnehmern fuhr hierauf nach Worpswede, um dort von dem Gartenbauinspektor Max Karl Schwarz auf dessen "Birkenhof" begrüßt zu werden. Daß ich bei der Ankunft in dem Künstlerdorf mit den ehemaligen Barkenhoff-Freunden Marie und Walter Hundt, die aus Ohlenstedt, ihrer neuen Heimstätte, hergekommen waren, zusammentraf, war für mich die freudigste Überraschung.

In der Birkenhofgärtnerei interessierte uns in der Hauptsache die gut in Ordnung gehaltene Kompostanlage. Sie war die Behausung unzähliger Regenwürmer. Erstaunlich war, was in diesem Garten alles in Mischkulturen heranwuchs.

Als Gegenstück vom Birkenhof wurde auch Leberecht Migges Betrieb mit seinen Monokulturen und der Fäkaldüngungsmethode besichtigt. Der stellte in seiner Art ein vollständig anderes Bild in die Landschaft hinein - darüber wurde hier schon in dem Kapitel "Barkenhoff" berichtet.

In dem von dem bekannten Bildhauer Hötger errichteten Kaffee Worpswede fand die Tagung statt. Was könnte sich hier in diesem Künstlerdorf alles an Gestaltungsmöglichkeiten anbahnen? Man besichtigte auch Heinrich Vogelers "Barkenhoff". Man beschloß, dieses Gelände mit dem bekannten Malerbaas dem Forschungsring für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise anzuschließen und hier unter der Leitung von Max Karl Schwarz die Siedlerschule Worpswede zu errichten.

Das Klinisch-Therapeutische Institut, das bis dahin das Goetheanumgelände gepachtet hatte, entschloß sich im Jahre 1931 in Arlesheim eine eigene Gärtnerei aufzumachen. So trat an mich die Aufforderung heran, den Goetheanum-Gartenbaubetrieb auf eigene Verrechnung zu übernehmen.

Vier Jahre gingen mit dieser in jeder Weise fruchtbaren Arbeit dahin. Nach der Übernahme hatte ich weiterhin mit Fräulein Riese zusammen noch die Auskunftsstelle inne. In der Schweiz wurden regelmäßig die verschiedenen landwirtschaftlichen und gärtnerischen Betriebe, die begannen biologisch-

dynamisch zu arbeiten, besichtigt.

Im Jahre 1932 pflanzte ich die Serbischen Fichten um das Goetheanum und die Buchsbaumhecke an der Terrasse im Norden des Baues. Im Betriebe blieb es bei der sozialen Verbundenheit mit den verschiedenen Menschen, welche in die Lage kamen, durch ein paar Stunden Arbeit in meinem Betriebe sich eine Existenzgrundlage zu schaffen, um am Goetheanum eine Ausbildung zu absolvieren.

Vier Jahre später sprach das Schicksal als ich von der Fremdenpolizei keine Aufenthaltsbewilligung mehr bekam. Zukunftsvertrauend verließ ich mit meiner Familie, die nun auf drei Söhne angewachsen war, die Schweiz - nach sieben Jahren hatten sich noch zu unserem Jakobus Friedwart zwei Brüder gesellt.

Wenn ich meine Dornacher Zeit noch einmal durchleben könnte, wie würde ich vieles anders machen. Aber auch die auf meine Dornacher Lebenszeit folgenden Jahre möchte ich nicht missen.

In der Herbsteszeit des Jahres 1935 machte mich Dr. Wachsmuth darauf aufmerksam, daß ein Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft in der Tschechoslowakei, Herr Dr. Heinze, Regierungsberater in Prag, sich das Schloßgut Vysoky-Ujezd, in der Nähe von Beraun, südöstlich von Prag gekauft habe. Diesen 2000 Morgen großen landwirtschaftlichen Betrieb wollte er auf die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise umstellen.

Da bereits von Sachsen aus der Diplom-Landwirt Karl Grund die Beziehung zu böhmischen und mährischen Gütern aufgenommen hatte, war es für mich naheliegend, ernsthaft zu überlegen, in diesen östlichen Landgebieten eine Auskunftsstelle für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise zu errichten, um so mehr, als meine Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz am 1. Februar 1936 abließ.

Mein erster Besuch in der Tschechoslowakei galt dem Betrieb von Senator Stellweg in Drum bei Böhmisches-Leipa. Es war ein Mustergut mit einem gesunden Viehbestand. 20 Gespanne waren vorhanden, um die Äcker des 600 Morgen großen Gutes zu bearbeiten. Ich fand auf dem Gutshof eine abgedeckte Mistanlage im ausgezeichneten Zustand vor.

Um das Gut gelegen befanden sich eine Anzahl Bauernhöfe, welche sich nach der Stellweg'schen biologischen Wirtschaftsweise ausrichteten. Der Senator war schon im alten Österreich-Ungarn als versierter biologischer Landwirt bekannt, der seine eigenen Wege in der Behandlung des Bodens ging. Hier wäre ein Ort gewesen, um eine Auskunftsstelle aufzubauen.

Doch mein Weg führte weiter nach Vysoky-Ujezd bei Prag.

Vorerst hatte ich im Kronenpalast am Wenzelsplatz in Prag mit Dr. Heinze, in seinen Büroräumen eine Unterredung, in der wir auf die offen vorhandenen Gegensätzlichkeiten zwischen den Deutschböhmen und den Tschecho-Slowaken zu sprechen kamen. Wir stimmten überein, daß innerhalb der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise, die ja von der anthroposophischen Bewegung ausging, eine solche Gegensätzlichkeit niemals einreißen dürfe.

Wir erinnerten uns der Worte, in denen Rudolf Steiner über die Prager Ge-

gend gesprochen hatte, worin er sie eine Brücke von Ost nach West nannte. Dr. Heinze meinte, das Schloßgut Vysoky Ujezd im Berauner Gebiet nahe dem "Karlstein", der Burg Karl IV. sei wohl der Ort, wo man Gegensätze völkischen Charakters ausgleichen könne. Er sagte, daß sich, wenn erst einmal die kornreifen Felder des Gutes als lebendes Zeichen von unserer neuen Anbauweise erzählen würden, sich auch die Menschen zusammenfinden.

Am 1. Februar 1936 zog ich mit meiner Familie ins tschechische Gebiet nach dem Schloßgut Vysoky Ujezd. Das in einem herrlichen Park gelegene sogenannte "Herrenhaus" wurde uns zur Verfügung gestellt. Im Gegensatz zu unserem Holzhäuschen hinter der Schreinerei auf dem Goetheanumgelände in Dornach, um welches sich reger Verkehr abspielte, lag dieses Viereckshaus mit den dicken Steinwänden und hohen Fenstern eingezäunt zwischen Ziersträuchern und Bäumen. Der Park war ein herrlicher Spielplatz für unsere Kinder. Sorge machten wir uns um unseren Jakobus Friedwart, der schulpflichtig war. Er mußte in die tschechische Schule, die neben dem Schloß lag. Großes Heimweh nach der Schweiz befiel ihn. So setzten wir uns in Verbindung mit seiner früheren Lehrerin, Fräulein Boshardt von der Baseler Waldorfschule. Sie hatte das Kind lieb gewonnen und wollte ihm weiterhelfen. Sie erreichte es, daß Jakobus Friedwart bei lieben Menschen in Basel eine Heimstadt fand und wieder seine alte Schule besuchen konnte. Mit den beiden anderen Kindern, Gerhardus Michael und Karl Othmar gingen wir oft den Weg in die Berauner Waldung zu einer Quelle, welche köstliches Trinkwasser spendete. Sonntags konnte man einen großen Spaziergang zur Burg Karlstein machen. Erhaben lag sie da, vom Tannenwald umrandet.

Hierher pflegte sich Karl IV oftmals zurückzuziehen und in der mit Edelsteinen bestückten Turmkammer über seine Staatsgeschäfte nachzudenken. Im mittleren Teil der Burg versammelte sich in jener Zeit der Reichsrat, um die neuen Anordnungen des Herrschers entgegenzunehmen. Unten, vom Burghof eingerahmt, lagen die Wirtschaftsräume. Die Burg war dreieckig. Von dieser Stätte strahlte, nachdem im Jahre 1346 Karl IV Römisch-Deutscher Kaiser wurde, Segen über die mitteleuropäischen Lande.

Von der Burg führte ein unterirdischer Gang nach Vysoky Ujezd. Er war zu dem Zwecke angelegt, im Kriegsfall die Burg vom Gut aus zu verproviantieren. Was mag sich wohl hier in den Landschaftsräumen um die Burg zur Zeit Karl IV. abgespielt haben, fragte ich mich. In solch einer Gegend für die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise tätig sein zu können, erschien mir besonders wesentlich. Hier ein Kulturzentrum zu schaffen, lag nahe. Ich sprach mit Dr. König darüber, der auf dem Schloß vorübergehend als Emigrant lebte. Er hatte in Pilgramsheim mit Albrecht Strohschein die heilpädagogische Arbeit geführt und mußte aus russischen Gründen Deutschland verlassen.

Im Sommer 1935, bei der Übernahme des Schloßgutes, sagte Dr. Heinze Herrn Karl Grund, daß das Gut von Anfang an voll umgestellt werden sollte. So waren schon im Herbst viele von Hornmehl durchsetzte Komposthaufen aufgesetzt worden. Auch wurde gleich der Mist in langgezogenen Wällen aufgebaut und präpariert. Es war alles so vorbereitet, daß mit der Frühjahrsbestellung alles Nötige an Dungstoffen dem Boden gegeben werden konnte. Schwierig schien es mir zuerst, ohne Kenntnis der tschechischen Sprache meine Arbeiten bewältigen zu können. Es kam mir aber sehr zu statten, daß der Inspektor, sowie der Obergärtner und Obermelker Deutsch sprachen.

Zuerst mußte der Kuhhornmist eine Stunde gründlich gerührt werden. Das geschah in großen Bottichen und wurde von Frauen ausgeführt. In Jauchefässern wurde die gewonnene Flüssigkeit verladen, dann auf die Äcker hinausgefahren und dort verteilt. Arbeitskräfte gab es genug, um dieses Präparat mit kleinen Besen zu verspritzen. Da ging es heiter zu. Die Tschechenfrauen waren fröhliche und willige Arbeitskräfte.

Von ihnen wurden auch auf einem Landstück zweitausend kleine Gruben ausgehoben, mit dem Kuhmistpräparat ausgespritzt und dann Kirschbäume gepflanzt. Große Fröhlichkeit herrschte bei der Fahrt in den Birkenwald. Da wurden Birkenblätter für die Prager "Weleda", die Dr. Heinze gehörte, gerupft. 40 Frauen waren da beteiligt und bald war Fuhrwerk auf Fuhrwerk beladen.

Dann wurden an einem klaren Morgen die Löwenzahnblüten für die Präparat-

herstellung gesammelt. Auch diese Arbeit erledigten die Frauen mit derselben Fröhlichkeit. Da mußte ich oft an die Worte Rudolf Steiners über den Osten Europas denken, wie dort Mensch, Tier und Pflanze zukunftstragende Kräfte bergen und auch im Boden noch echtes Leben zu spüren ist. Ich hoffte, daß dies erhalten bleiben möge.

Anfang Juni kam Dr. Wachsmuth mit Ehrenfried Pfeiffer zu Besuch. Im "Landauer" wurden alle Anbaugelände des Gutes besichtigt. Dr. Wachsmuth interessierte die langgestreckten, gut abgedeckten Kompost- und Misthaufen sehr. Sie waren geschickt zwischen Birkenbäumen angelegt, die dem Dung den notwendigen Schatten gaben. Beide Besucher waren erfreut darüber, mit welcher Bereitwilligkeit Dr. Heinze alles in seinem Betrieb einführen wollte, was für die neue Wirtschaftsweise zum Vorteil war.

Diesem einsatzbereiten Menschen stand vor Augen die Errichtung eines Zentrums, in welchem östliches Seelentum mit westlicher Geistesgetragenheit sich treffen sollte. Dr. Heinze kannte als Regierungsberater manche maßgebende Persönlichkeit in der Prager Burg, die für anthroposophische Sache Interesse aufbrachte und sich im Schloß als Gast einfand.

So war fast jede dritte Woche zum Wochenende der damalige Landwirtschaftsminister Zadina zu Besuch in Vysoky Ujezd. Nach einer Feldbesichtigung unter der Führung von Karl Grund gab der Minister zum Ausdruck: "Eine solche Wirtschaftsweise mußte man überall in der Tschechoslowakei einführen."

Im Jahre 1936 schien in diesem Teil Europas eine günstige Situation zu sein, Orte zu errichten, in welchen anthroposophisches Geistesgut leben könnte. Auch aus diesem Grunde hatte Dr. Heinze die Prager "Weleda" ins Leben gerufen. Sie sollte von Vysoky Ujezd mit Heilpflanzen und Fruchtsäften versorgt werden. Dr. König stand damals Dr. Heinze mit Rat und Tat zur Verfügung. Leider konnte der hervorragende Arzt und Pädagoge nicht lange in dieser Gegend wirken, bald zog er weiter über Wien nach dem Land, wo er seine wichtigste Lebensaufgabe fand.

Für Ende Juni, nach der Heuernte, war im deutsch-böhmischen Gebiet in Drum auf dem Stellwag'schen Gut eine Tagung des Forschungsrings angesagt. Obwohl die Gefahr bestand, als ungebetene Gäste dort angesehen zu werden, setzte sich von Vysoky Ujezd aus eine Autokolonne nach Drum in Bewegung. Es waren alle leitenden Persönlichkeiten des Gutes und verschiedene Mitarbeiter der Prager Weleda dabei. Was werden die Leute in Drum für ein Gesicht machen, meinte Dr. Heinze. Trotz aller völkischem Reserviertheit verlief die Tagung in Drum positiv. Man hatte die Gewißheit, daß, wo geisteswissenschaftliche Weltanschauung in würdiger Weise vertreten wird, die Wirkungsweise hemmender Kräfte zurücktritt.

Ehrenfried Pfeiffer wurde von den Bauern mit allen Ehren durch Erheben von den Sitzen empfangen. Er war zum ersten Male nach Drum gekommen, um über seine Kristallisationsmethoden zu sprechen. Dann hielt der Diplomalldwirt Karl Grund seinen Vortrag über die Fortschritte in den bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften in Sachsen. Er wies auf die Arbeiten in Vysoky Ujezd hin. Nach Karl Grund's Vortrag wünschten es die Bauern spontan, diesen Betrieb bei Prag aufzusuchen.

Dann sprach ich zum Schluß noch über Gartenbau und die Pflege der Küchenkräuter. Auf diese Ausführungen hin wurde ich gebeten, öfters im deutsch-böhmischen Gebiet zu erscheinen. So verließen wir "Prager" sehr befriedigt die Tagung. Es war bewiesen, daß intensive Arbeit alle Reserviertheit überbrücken kann und in brüderlicher Zusammenarbeit außerordentlich viel zu erreichen ist. Anschließend wurden noch einige Güter tschechischer Bauern in der Nähe Prags besucht. Uns fiel auf, wie sehr deren Blicke sich nach Mitteleuropa richteten mit der Frage, welche Zukunftsimpulse von dort kommen. Sie fühlten sich schicksalsmäßig mit Mitteleuropa verbunden. Sie ahnten ihre eigene brückenbildende Aufgabe. Doch wußten sie auch von einer tschechengegnerischen Strömung in den deutsch-böhmischen Gebieten.

Mitte Oktober machte ich mit Dr. Heinze einen Gang über die Felder des Gutes. Die Kartoffelernte war im vollen Gang. Es war ein eigenartiger Anblick, die vielen Frauen beim Auflesen der Kartoffeln zu beobachten. Wir waren an einer Anhöhe des Gutes angelangt von wo eine Übersicht über die Felder und Äcker möglich war. Vor uns lagen die neu erstellten Obstplanta-

gen. Es war ein schöner Anblick. Wie wird es weiter gehen mit all unseren Arbeiten? So rief plötzlich Dr. Heinze aus. Er meinte, Sein oder Nichtsein in der Tschechei würden davon abhängen, wie es in Mitteleuropa weiterginge.

Als Regierungsberater hatte er die Möglichkeit, den Blick hinter die Bühne, auf der Politik gespielt wird, zu werfen. Er sagte mir im Vertrauen, daß man in der Prager Burg jetzt die Gewißheit habe, daß die Friedenszeit nur noch eine kurze Dauer hat. Von Seiten der Nationalsozialisten in Deutschland seien Entwicklungen im Gange, die zum Krieg führen müßten. Adolf Hitler wolle sich des böhmischen Raumes bemächtigen.

Er meinte, im Falle eines Einmarsches der Deutschen Truppen in der Tschechoslowakei sei ich mit meiner Familie sehr gefährdet. Als Deutscher hätte ich dann doppeltes Mißtrauen gegen mich, das der Tschechen auf der einen Seite und der Okkupanten auf der anderen.

Das war nun eine eigenartige Andeutung, die ich nicht zurückweisen, sondern von Herzen annehmen mußte. Trotz der Befriedigung, die ich im Ganzen an der Arbeit im böhmischen Raum hatte, beschlich mich in Vysoky Ujezd oft Heimweh. Der Abschied von Dornach war noch nicht überwunden. Aber konnte ich, sollte ich nach Deutschland übersiedeln, wo unsere Arbeit wohl noch nicht verboten war?

Ich erinnerte mich an ein Gespräch mit Dr. König im Schloßpark. Er meinte, in den heilpädagogischen Instituten wäre noch eine Möglichkeit des Arbeitens für unsere Sache. Man könne da noch ohne Konzession arbeiten. Oft sprach er von meinem Freund Albrecht Strohschein, mit dem er das Heilpädagogische Institut Pilgramsheim in Schlesien begründet hatte.

War es möglich, daß sich über diesen Freund der Weg nach Deutschland öffnete? Diese Gedanken gingen mir nach der Oktoberunterredung mit Dr. Heinze durch den Kopf.

Ich beschloß, nach Deutschland überzusiedeln. Eine Besprechung mit Dr. Heinze ergab, daß ein Mitarbeiter der Prager Weleda mich ablöste. Es ist dann bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges in den böhmischen Ländereien die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise weitergeführt worden. Dann haben die Gegenmächte von West und Ost vieles zerstörend sich dieses Raumes bemächtigt.

Doch noch liegt in dem Berauner Wald die Burg Karlstein. Es ist zu hoffen, daß, wenn in Zukunft die nationalen Machtgrenzen fallen, in diesem Raum sich neue Kulturimpulse entfalten können.

Wir verließen Ende Oktober Vypoky Ujezd und etablierten uns bei den Eltern Schmidt. So konnten wir die Kinder zurücklassen und die Reise zu meinem Freund Strohschein in Pilgramsheimunternehmen. Nachmittags kamen wir an und wurden feierlich empfangen. Mein Freund Albrecht freute sich sehr darüber, daß wir ihn aufsuchten und zeigte uns noch am selben Tage die schönen Räumlichkeiten des Schlosses.

Auch mein ehemaliger Wächterfreund Graf Joseph Polzer, der sich nach schwerem Schicksalsschlag in Pilgramsheim eingefunden hatte, begrüßte uns. Wir waren sehr überrascht, ihn hier anzutreffen und von seinem Leben nach der Dornach-Zeit zu erfahren. So war es bald Abend geworden und wir saßen dann bei der Abendtafel inmitten der vielen Kinder.

Dann mußten wir Albrecht Strohschein von unseren Erlebnissen in der Tschechoslowakei berichten und von dem Zusammensein mit Dr. König erzählen. Wir erfuhren, daß in den heilpädagogischen Instituten noch die Möglichkeit bestand, zu arbeiten.

Um Mitternacht fiel Albrecht Strohschein spontan ein, daß der Leiter des Gärtnerbetriebes im Heilpädagogischen Institut auf Schloß Mülhausen bei Stuttgart, Gartenbauinspektor Gerhard Schwarz, vor zwei Monaten eine andere Stelle angenommen hatte und daß sein Vertreter, der Gärtner Rettich, nun auch auf der Suche nach einer anderen Position sei. Mein Freund fragte mich, ob ich eine solche Gärtnerei, die einem Institut angeschlossen war, übernehmen wolle. Ich bejahte. Es kam noch um Mitternacht ein Telefongespräch mit Dr. Geraths, dem Leiter des Institutes Schloß Mülhausen zustande und telefonisch wurde vereinbart, daß ich sobald wie möglich mit meiner Familie nach Schloß Mülhausen übersiedeln solle.

In Pilgramsheim besuchten wir noch unseren Wächterfreund Dr. Georg Groot, der als Nachfolger von Dr. König in dem Institut als Arzt tätig war. Auch bot sich uns die Gelegenheit, die Domäne, welcher unser Freund Imanuel Voegele als Inspektor vorstand, zu besichtigen.

Ende November kam der Umzug nach Süddeutschland. In dem geräumigen

Schloß Mülhausen wurde meiner Familie in einem der Nebenbauten eine schöne Wohnung zugewiesen. Von ihr aus hatten wir einen Überblick über die Gemüsegärtnerei. Hinter ihr breitete sich die Obstwiese aus, unter ihr befand sich ein tiefgegliederter Keller, in welchem es viele Möglichkeiten gab, bei schlechter Witterung zu arbeiten und im Winter das Gemüse und Obst zu lagern.

Im Schloß gingen die Proben für die Weihnachtsspiele an. Da wurde ich gleich mit einbezogen und ich sollte die Rolle des Gottvaters beim Paradeisspiel, eines Hirten beim Christgeburtsspiel und des Mohrenkönigs beim Herodespiel einüben. Von der Waldorfschule Stuttgart fand sich Dr. Schubert ein. So waren die Proben der Oberuferer Weihnachtsspiele auf Schloß Mülhausen für alle Teilnehmer immer ein großes Erlebnis.

Ein Patient aus der Gruppe der großen Burschen wurde mir zum "Außendienst" zugewiesen. Es war ein achtzehnjähriger junger Mensch, der bei der Abiturvorbereitung an Schizophrenie erkrankt war. Es war interessant, ihn bei der Arbeit im Garten zu beobachten. Plötzlich bekam er Streit mit einem unsichtbaren Gegner, mit dem er schimpfte. Er wurde dann derart zornig, daß er mit den Füßen stampfend auf den Gegner boxte. Es konnte dem Zuschauer schon unheimlich zu Mute werden. Wenn man ihn dann laut und bestimmt mit den Worten anredete: "Laß den Kerl in Ruhe, Du hast etwas besseres zu tun als Dich zu raufen", wurde er ruhig. Abends bei Tisch wußte sein Pfleger einen solchen Anfall gut abzuwehren, indem er ihm eine heitere Geschichte erzählte. Wenn dann auch noch das Essen mundete, dann war für unseren Patienten kein Gegner zu bekämpfen.

Bald kam die Fastnachtszeit heran. Wie freuten sich die Kinder auf diese Zeit. Sie waren so glücklich, wenn sie sich verkleiden konnten. Haben doch die heilpädagogischen Pflöglinge noch die innige Beziehung zu Verkleidungen. Bei meiner Frau fanden sie für ihre Wünsche viel Verständnis. Wenn dann noch Dr. Geraths manches Ulkige erzählte, dann war die Glückseligkeit bei den Kindern vollständig.

Die Umgebung von Schloß Mülhausen war nicht schön und dazu nicht einladend für Spaziergänge, die wir mit den Kindern zu machen pflegten. Kaum

war Wald da und keine Wiesen und Weiden mit geeigneten Wegen und Stegen. Dr. Geraths war oft auf der Suche nach einem schönen Platz. Und bald fand sich ein guter Ort.

In der schwäbischen Alb, oberhalb von Göppingen, lag die schöne Gegend von Bad Boll. Durch die segensreiche Wirkungsweise von Pfarrer Blumhard war sie weithin bekannt. Dort, in der Ortschaft Eckwälden, fand sich ein herrenlos gewordenes Besitztum. Das Gebäude des ehemaligen Töchterinstituts Haerlin stand leer, der Park und Garten waren verwaist.

Im Februar des Jahres 1937 kam der Kauf zustande. Ich fuhr hin, um das Institutsgelände zu begutachten und Ausschau nach weiteren Ländereien zu halten. Es traf sich gut, daß auf Schloß Mülhausen durch den Erzieherkreis der Abbau des bisherigen Gartens bewerkstelligt wurde und ich mich als "Vormann" in dem neuen Haus in Eckwälden niederlassen konnte.

Das Gebäude mußte überholt werden. Als Vertreter des Instituts wohnte ich provisorisch darin und überwachte die Umbauarbeiten und bereitete den Garten zur Aufnahme des Gewächshauses und der Frühbeetanlage vor. Während dieser Zeit wurden in der Gastwirtschaft "Zum Löwen" - es war eine Gemeindeversammlung - Äcker ausgebaut. Einige davon pachtete ich für unser Institut, um den Anfang für einen Feldgemüseanbau zu schaffen. Zwei davon hat dann später die "Wala", welche von Dr. Hauschka in Eckwälden errichtet wurde, gekauft und ihre Gebäude darauf errichtet.

Ende April kam der Tag des Gärtnerumzuges heran. Vier Lastwagen waren mit dem Gewächshausinventar, Frühbeetfenstern und zugehörige Rahmen sowie Gartengerätschaften und den verschiedenen Komposten beladen. Meine Frau kam mit einigen Burschen als Vorhut des Instituts mit, um mir beim Aufbau zu helfen. Unsere Kinder waren inzwischen in einer Gruppe des Instituts in Mülhausen untergebracht.

Auch hatte meine Frau die Aufgabe übernommen, in den Räumlichkeiten des neuen Gebäudes in Eckwälden die Vorbereitung dafür zu treffen, daß dann beim großen Umzug jede Kindergruppe ein gewisses häusliches Milieu bei der Ankunft in der Eckwälder Heimstatt vorfand.

Es war an einem hellen Frühlingstag, als die Übersiedlung von Mülhausen

in die neue Heimat von statten ging. Am frühen Morgen begann der Reiseumzug und am Abend konnte schon im großen Speisesaal in Eckwälden in der gewohnten Weise die Abendmahlzeit eingenommen werden, nach welcher Dr. Geraths sogar noch eine kleine feierlich Ansprache hielt. Jedes Kind konnte hernach in alter Gewohnheit in Ruhe in seinem Bett einschlafen.

Welch Staunen war in der ersten Eckwälder Zeit bei den Kindern und auch bei den Erwachsenen über diese so friedliche Landschaft. Großartig war der Blick nach Südosten zu den Hohenstaufenbergen und im Westen erblickte man den Aichelberg mit seinen Obsthängen. Gut gelang der Gärtneraufbau. Die dazu gepachteten Äcker erwiesen sich als fruchtbar. Ein Stall für die beiden Kühe des Instituts wurde auch gefunden, so daß gründlich gedüngt werden konnte.

Sonntags bei schönem Wetter machte ich mit der Familie Ausflüge in die benachbarten Wälder. Dann kamen immer einige Institutskinder mit und waren über dieses Zusammensein mit uns sehr froh. Manchmal wurden vom Institut aus Autofahrten gemacht. Bei Musik und Gesang ging es heiter zu. Wenn man alle Kinder in dieser Art beisammen hatte, dann gab es ein eigenartiges Bild, besonders bei der Rast am stillen Waldplatz. Es war, als wenn Elementares aus der Umgebung sich einfände und mitmachte.

Im folgenden Herbst kam eine neue Hilfskraft, Herr Dr. Palmer zu uns. Als Pädagoge wollte er nicht mitarbeiten. Er hatte auch den Gärtnerberuf erlernt und den Wunsch geäußert, sich im Garten zu betätigen. So bat mich Dr. Geraths, mich ins Pädagogische einzuarbeiten. Ich übernahm eine Gruppe Burschen, die sich tagsüber zu bestimmten Gartenarbeiten unter meiner Anleitung einfanden.

Es waren 17 bis 20jährige Pflinglinge. Einer von ihnen, ein Münchner, war ein riesengroßer Kerl. Bei guter Laune konnte Roland, so hieß er mit Vornamen, fleißig arbeiten. Manchmal war er sehr faul. Er kam dann zum Acker und rührte trotz mehrfacher Aufforderung keine Hand. Einmal, als Roland wieder in Lethargie verfiel, sagte ich zu ihm: "Wenn Du jetzt nicht arbeitest, bekommst Du solche Prügel, daß Du aus dem Staunen nicht herauskommst". Die Worte wirkten. Der Bursche fing an zu arbeiten und bekam

sogar gute Laune. Mir war es allerdings bei dieser Angelegenheit nicht wohl zu Mute. Denn, was hätte ich bei des Burschen negativer Einstellung machen können, da ich fast zwei Köpfe kleiner als der Riese war.

In die pädagogische Arbeit kam ich besser herein als ich mir vorgestellt hatte. Auch stand ich immer in guter Verbindung mit den Eltern der Jungen. Ein besonders tragischer Fall war der des achtzehnjährigen Willi. Man sah ihm keine seelischen Mängel an. Er war sportlich, konnte gut turnen, schwimmen und wettspringen. Im Winter zeigte er, wie man sicher Schneeschuhlaufen kann. Doch alles, was er sprach, war mehr ein Stammeln. Er hatte aber keinen Sprachfehler, sondern litt unter einer tiefen seelischen Verschüttung infolge einer Gehirnerschütterung.

Im Winter des Jahres 1937 wurden zum ersten Male im Institut Eckwälden die Oberuferer Weihnachtsspiele in dieser Gegend aufgeführt. Zu den Proben kam wiederum Dr. Schubert aus Stuttgart. Die Aufführungen waren für die Bevölkerung Festesstunden.

Fastnacht brachte große Überraschungen für die Kinder. Wie konnten sie sich an den Späßen der Clowns erfreuen. Die Bühne lud zu weiteren Spielen ein. Märchen der Brüder Grimm in Dr. Geraths Bearbeitung wurde von den Erwachsenen für die Kinder aufgeführt. Mit dem erwachenden Frühling lebten die Pflinglinge wieder mehr im Freien. Der siebzehnjährigen Senta mit der "Littelschen" Krankheit tat das warme Wetter wohl, wenn sie im Rollstuhl durch den Garten gefahren wurde. Wie konnte sie so herzlich lachen und sich über die aufblühenden Blumen freuen.

Von der Bevölkerung wurde das Institut bald in das Gemeindewesen aufgenommen. Um die Leute besser kennenzulernen, machte ich jede öffentliche Gemeindeversammlung mit. Auch stellte ich mich der Feuerwehr zur Verfügung. Nach jeder Übung war man dann noch etwas im "Löwen" zusammen, um den Durst zu löschen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Einheimischen besser kennen, sie kamen aus sich heraus.

Die Jahre 1937 und 38 standen unter dem zunehmenden Einfluß des nationalsozialistischen Regimes. Geschickt bewahrte die württembergische Landbevölkerung ihre Lebensinteressen. Als der jüdische Viehhändler durch

einen "Arier" ersetzt wurde, ging es in der Bevölkerung um: "Der Blondge-lockte schmiert uns mehr an als der Schwarzkrause".

Unser Jakobus Friedwart verließ die Baseler Waldorfschule. Er wollte wieder bei den Eltern zu Hause sein und besuchte in Göppingen das Gymnasium. Fräulein Friz, Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft, nahm den Jungen in ihr Haus in Göppingen auf, damit er den weiten Schulweg sparen konnte.

Fräulein Friz, die Tochter des Mitbegründers der Märklin Spielwarenfabrik in Göppingen, war wie eine Mutter zu unserem Jakobus. Er wurde oft von ihr in die Fabrikwerkstätten hineingeführt und erhielt dadurch einen Eindruck von der Arbeitsatmosphäre einer Fabrik. Fräulein Friz erzählte uns, wie ihre Leute fortwährend von den neuen Machthabern unter Druck gesetzt würden, die mit vielen Mitteln versuchten, Zweige ihres Werkes für die Kriegsindustrie mit Beschlag zu belegen.

Schon vor der Umsiedlung des Institutes nach Eckwälden hatte ich von Schloß Mülhausen aus Herrn J.G.W. Schröder, der seit seinem Wegzug vom Heidberg in Stuttgart wohnte, besucht. Bei dieser Begegnung meinte er, daß es zum Krieg kommen werde und deshalb suche er sich wieder auf dem Lande eine Heimstätte. Er sagte, wenn er sich wieder einen landwirtschaftlichen Betrieb kaufe, dann sollte ich mich bereit halten, ihm zu helfen.

Mit der Zeit machte ich mir Gedanken darüber, ob es für meine Familie, vor allem für die Kinder, richtig sei, inmitten eines heilpädagogischen Institutes zu leben und aufzuwachsen. Ich trug Albrecht Strohschein meine Sorgen vor und er half mir aus dieser schwierigen Situation. Er erzählte mir, daß vor kurzer Zeit Herr J.G.W. Schröder den "Barkenhoff" in Worpswede gekauft hätte. Ich wandte mich an Herrn Schröder und so war die Entscheidung schneller gefallen als ich mir gedacht hatte und ich zog am 1. Mai 1939 mit meiner Familie auf den Barkenhoff.

Die Verbindung mit dem Institut Eckwälden hielt ich aufrecht. Ich erfuhr von den Schwierigkeiten, die Dr. Geraths noch mit dem Naziregime hatte und bewunderte seine Standhaftigkeit. Er setzte sich bis zum Äußersten für seine Pflinglinge ein.

Anfang der Dreißiger Jahre fiel für die mitteleuropäische Bevölkerung eine große Entscheidung. Kann sie die Bewußtseinshaltung aufbringen, die von einem Ichträger gefordert wird? Das war die Frage der besonnenen Menschen. Damals senkte sich die Schicksalswaage in der Abgründe Tiefen hinab. Der Kulturzerfall begann.

Diese Situation vorausschauend, suchten die leitenden Persönlichkeiten des Forschungsrings für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise, wie in dem Kapitel "Dornach" dieser Schrift schon geschildert, nach einem geeigneten Anwesen, um eine Gartenbau- und Siedlerschule zu errichten. Die Wahl fiel auf das Besitztum Heinrich Vogelers auf den "Barkenhoff" in Worpswede. Die Arbeit wurde unter der Leitung von Gartenbauinspektor Max Karl Schwarz begonnen.

An dieser Stätte konnte vielen jungen Menschen die Gelegenheit geboten werden, mit den gärtnerischen und landwirtschaftlichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten in besonderer Weise bekannt zu werden. Die Erde als lebendiges Wesen und als ein dem Kosmos verbundener Organismus wurde den Schülern in einem umfassenden Weltbild vors Auge geführt.

Zu Anfang der dreißiger Jahre gab es unter den Jugendlichen viele zur Arbeitslosigkeit Verurteilte, die sich auf dieser Siedlerschule einfanden und dort Lehrer kennenlernten, die vor ihnen ein lebensvolles Bild von Mineral, Pflanze, Tier und besonders vom Menschen entwickelten. Die Schüler fanden dort auch ein Wissen, das ihnen den Zugang zu den kosmischen Bereichen eröffnete. Das herangetragene Geistesgut stand im engen Zusammenhang mit der praktischen Betätigung in Landwirtschaft und Gartenbau.

Der "Barkenhoff" war neun Jahre lang jungen Menschen ein Hort gewesen, in welchem sie sich zur neuen Lebensgestaltung zusammenfinden konnten. Dem neuen Regime, das 1933 einsetzte, zu gefallen, wurde das Anwesen in "Föhrenhof" umgetauft. Durch die Machenschaften der Nationalsozialisten hatte es dann keinen Zweck mehr, die Schule weiterzuführen. So kam der Verkauf des Anwesens an Herrn J.G.W. Schröder in Stuttgart zustande.

Im "Föhrenhof" wurden große Umarbeiten gemacht. Der Bruder von J.G.W. Schröder, der Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder, der sich auch als Architekt betätigte, kam ins Haus, um an der Planung der großen Umgestaltung mitzuhelfen. In einem kurzen Gespräch konnte ich mich mit ihm über Anthroposophie unterhalten.

Der Dichter hatte die Auffassung, daß es nicht möglich sei, sich erkenntnis-mäßig mit dem Göttlichen in Beziehung zu setzen. Nur im Glauben könne man an die höchsten Dinge herankommen. Auf meine Frage, was er von Rudolf Steiner schon gelesen habe, gab er zur Antwort, daß er seine Werke zu lesen versucht habe. Er sei nicht weit gekommen, weil ihm Steiners Sprache zu fremd sei.

Solch ein Gespräch mit einer in der Kulturwelt bekannten Persönlichkeit gab mir viel zu denken. Fand ich doch in Rudolf Steiners Werken immer eine klare Denkrichtung, der ich mich nicht verschließen konnte. In solchen Augenblicken war ich froh, als Gärtner und Landwirt leben zu können und die Gewißheit zu haben, daß man als praktisch tätiger Mensch mit den geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkten etwas anfangen kann. Ich sagte mir, lieber auf dem Hof, Feld und Garten Ordnung schaffen als sich in Diskussion mit gelehrten Leuten begeben.

Nachdem ich das Notwendigste in der Umgestaltung des Betriebes von der Siedlerschule zu einer Pachtgärtnerei mit kleiner anschließender Landwirtschaft getan hatte, kam mein Gestellungsbefehl. Beim Wehrbezirkskommando in Bremen, wo ich vorsprach, gab man mir die Auskunft, daß ich vom 1. Juni 1940 ab in der Stalag von N., der Zentralstelle für die Kriegsgefangenenlager in Niedersachsen, den Proviant zu verwalten hätte. Als ich dort ankam, war diese Stelle schon besetzt.

Wie ich später erfuhr, hatte es sich in der dortigen Befehlshaberstelle herumgesprochen, daß ich ein Gärtner der biologischen Wirtschaftsweise, also Vegetarier sei und so einen Sonderling wollte man nun doch nicht auf diesem Posten haben. Die Auswirkung dieser Halbwahrheit war für mich zum Vorteil, denn wo wurde mir ein anderes sehr interessantes Wirkensfeld zuge-teilt.

Ich wurde Bürovorsteher der Abteilung "Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen".

Von diesem Büro aus wurde der Einsatz von sechzigtausend Gefangenen geleitet. Mein direkter Vorgesetzter war ein Major der Reserve, von Beruf Weinhändler. Es war ein ruhiger, sachlicher Mensch. Alle Schwierigkeiten räumte er gelassen mit den Worten aus dem Wege: "Ärger habe ich jetzt genug mit meinem Weingeschäft, hier beim Kommissar will ich meine Ruhe haben". Er war, wie die anderen Offiziere der Stalag auch "Veteran" aus dem ersten Weltkrieg, die alle schlecht auf den neuen Kriegsherrn zu sprechen waren.

Diese Schreibstube trug bald den Spitznamen "Das noble Büro", weil Soldaten darin tätig waren, die Fremdsprachen beherrschten und aus Berufen kamen, die Menschenkenntnis erforderten. So arbeiteten in diesem Büro ein Zahnarzt, ein Chemiker, ein Philosophieprofessor und einige sogenannte Auslandskorrespondenten. Mit diesen "Kriegskameraden" kam man oft zu interessanten Gesprächen und ich konnte da vieles einfließen lassen aus der Menschen- und Welterkenntnis der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners.

Im Einverständnis mit dem Generalmajor M., dem Leiter der "Stalag" und Major T., konnte ich meine Tätigkeit in diesem Büro so regeln, daß ich vierzehntägig nach Worpsswede reiste, um dort in meiner Gärtnerei nach dem Rechten zu sehen. Auch konnte ich jederzeit nach Hause telefonieren. Bei einem Gespräch mit meiner Frau auf dem "Föhrenhof" hörte ich, daß eine Kuh im Stall blökte. Da rief ich ins Telefon hinein: "Schau doch mal in den Stall, da bullt eine Kuh". Der Major, der mir gegenüber am Schreibtisch saß, war erstaunt darüber, daß man so eine Situation am Telefon erkennen konnte.

Im Herbst 1940 wurde die Situation in den Büros der Stalag unangenehm. Eines Tages sagte mir Major T., daß unsere Telefongespräche von dem Nazissicherheitsdienst abgehört wurden. Es war klar, in unsere Tätigkeit der Gefangenenverteilung wurde hineinspioniert. Ich hatte das Gefühl, daß ich alle mir zur Verfügung stehenden Mittel anwenden müßte, um aus dieser Situation herauszukommen. Herr J.G.W. Schröder war bei der Kreisbauernschaft wegen einer Befreiung vom Militärdienst für mich vorstellig geworden und dies gelang ihm.

In meiner letzten Woche in der Stalag gab es für mich noch eine Misere, welche glücklich ablief und mir zeigte, daß alte Weltkriegsoffiziere noch Humor besaßen. Der Stalag waren drei Wachbataillone der Wehrmacht zugeteilt und deren Soldaten aus den Jahrgängen 1895 bis 97 sollten entlassen werden. Sie verbrachten ihre letzten Militärtage in dem Dachbodenraum unserer Kaserne. In dieser Zeit begannen die feindlichen Fliegerangriffe. Während ich einmal als "Offizier vom Nachtdienst" fungierte, waren zwei Fliegeralarme gewesen. Bald töteten die Sirenen das Entwarnungssignal. Die vor der Entlassung stehenden Landser, die sich während des Alarms im Keller aufhalten mußte, kehrten in ihren Dachboden zurück. Ein von einem Trinkgelage heimkehrender Feldwebel meinte in seiner Betrunkenheit, es wäre erneuter Fliegeralarm. Er stieg zum Boden hinauf, schrie die Leute an, versuchte die Lichter zu löschen. Da kam er aber schlecht an und wurde mit Stiefeln beworfen. Ich hörte den Lärm und stieg zum Dachboden hinaus. Es gelang mir, den betrunkenen Feldwebel vor die Türe zu setzen und ich beruhigte darauf die Leute. Gottseidank verschwand der Betrunkene in seinem Zimmer und ließ sich nicht wieder blicken.

Nun hätte ich über diese "Meuterei" gleich Meldung machen sollen. Ich unterließ dies, um den alten Leuten ihre Entlassung nicht zu verbauen. Ich wurde deswegen am nächsten Morgen zum Adjutanten des Generals, dem Oberstleutnant K. gerufen. Gottlob verstand er diese Situation vollständig und drückte mir die Hand zu einem "Schwamm darüber".

So gab es für mich nun doch noch einen guten Abschied vom Kommissar. Einige ganz Gescheite meinten, ich hätte eine Dummheit mit meinem Entlassungsgesuch gemacht, indem ich so eine gute Stelle freiwillig verlassen würde. Doch es war dann doch nicht so, wie sich bald herausstellte. Wäre ich bei der Stalag geblieben, ich wäre bald wie die anderen Stalagleute nach dem Osten beordert worden. So war ich Weihnachten 1940 wieder zu Hause auf dem "Föhrenhof".

In der folgenden Zeit gelang es mir, trotz der Rationierung einen Freiverkauf für unsere gärtnerischen und landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu erreichen. Unser Betrieb war bei der Kreisbauernschaft gut angeschrieben. Da kam auch durch unsere soziale Einstellung. Wir verkauften nichts

"schwarz", sondern verteilten alle Produkte gerecht. Auch lernten unter Anleitung meiner Frau die uns zugewiesenen Pflichtjahrmädchen viel Wertvolles für ihr zukünftiges Leben, so daß auch der Haushalt als Lehrbetrieb neben dem Gartenbau anerkannt wurde. Die Ortsgruppenleitung der Partei ließ uns in Ruhe. Wir waren wie mit einem unsichtbaren Schutzwall umgeben.

Die Mädchen des Arbeitsdienstes kamen gern zu uns, um bei den vielfältigen Arbeiten in der Landwirtschaft, Gärtnerei und Haushalt eingesetzt zu werden. Ein treuer Gehilfe war auch eine Pole. Als Bauernsohn kannte er die einschlägigen Arbeiten, die er gewissenhaft ausführte. Einige Male fuhr ich mit ihm zu seinen Schwestern. Sie waren in einem Dorf bei Rotenburg in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt und hatten es gut. Als er ihnen in meinem Beisein sagte, ich sei zu ihm immer wie ein Bruder, freuten sie sich sehr.

Wie kann im Krieg unser Freundeskreis für biologisch-dynamische Wirtschaftsweise zusammengehalten werden, das war für uns alle die große Frage? In Bad Saarow auf Gut Marienhöhe kamen wir oft zusammen. Dort wurden Vorträge gehalten, bei denen auch Vertreter des Staates als Zuhörer anwesend waren. Einer von ihnen sagte sogar in einer Ansprache "Hier ist die Elite der deutschen Bauernschaft versammelt". Professor Bier, der bekannte Mediziner, trat in Bad Saarow sehr für unsere Sache ein. Allerdings hatte man den Eindruck, daß unter dem Druck des Gewaltregimes allmählich unsere Bewegung gefangen oder gehangen würde. Das geschah dann auch.

Diejenige Persönlichkeit in den Reihen des nationalsozialistischen Regimes, die unserer Wirtschaftsweise verhältnismäßig wohlwollend gegenüberstand und sie auch beschützte, fiel aus. Rudolf Heß's Verbindung zu uns war vielen Nazis ein Dorn im Auge und sein Verschwinden ebnete ihnen den Weg zum Überfall auf unsere Bewegung.

Die SS-Trupps und SD-Leute kamen in unsere Häuser, uns die geisteswissenschaftliche Literatur wegzunehmen und erließen Verfügungen, die uns daran hinderten, für die Bewegung im größeren Rahmen tätig zu sein.

Manche unserer Freunde traten den Eindringlingen mutig entgegen. So auch Herr J.G.W. Schröder, der ja als Besitzer auf seinem "Föhrenhof" wohnte. Durch ihn versuchte man, Adressen von Freunden unserer Bewegung zu be-

kommen. Als er ihnen sagte, diese würden sie von ihm niemals erfahren, gaben sie ihm zur Antwort, daß sie Mittel hätten, sie von ihm zu erpressen. Eine solche Antwort war nun doch Herrn Schröder zu untergründig. Mit der Faust schlug er auf den Tisch und schrie die Eindringlinge an: "Soweit haben wir es nun in unserem deutschen Vaterland gebracht, daß von seinen Bürgern verlangt wird, daß sie ihre Freunde verraten. So etwas tue ich nicht." Die Gestapoleute waren durch diese Antwort so verblüfft, daß sie einen merklichen Rückzieher machten und sich proforma mit einer Namensliste von Einwohnern auf der Insel Honolulu begnügten.

Mit den Fliegerangriffen kam der Krieg mehr und mehr in unsere Gegend. Eines Morgens, nach einem Angriff auf Bremen, warfen Flieger ihre übrigen Bomben auf Worpswede ab. Eine, von schwerem Kaliber, kam in der Nähe des Wohnhauses herunter und explodierte auf dem Morastgelände vor dem Schweinestall. Das kleine Gebäude war zusammengesackt. Der große Bombenrichter vor ihm zeigte an, in welcher Gefahr wir auf dem "Föhrenhof" an diesem Morgen gewesen waren.

Zum Löscheinsatz fuhr ich oftmals mit der Worpsweder Feuerwehr nach Bremen. Bei einem solchen Einsatz fragte ich einmal einen Bremer, der vor seinem vor Stunden zerstörtem Haus stand: "Was nun?" Er gab mir zur Antwort: "Nun mal was anderes." Es war zu bewundern, wie die Menschen in dieser Zeit mit den schweren Schicksalsschlägen fertig wurden.

An einem Herbsttag im Jahr 1943 war ich in den Frühbeeten beschäftigt, da war es mir, als ob eine ferne Stimme mir zurief: "Unter des Kreuzes Pfosten". Ich dachte unwillkürlich an unseren Sohn Jakobus Friedwart. Er war noch vor drei Monaten mit seinen Freunden Helmuth Schröder und Minning Hundt bei uns auf Urlaub gewesen.

Für die Drei war es der letzte Abschied vom "Föhrenhof". Sie kehrten nicht mehr aus dem Ostfeldzug zurück.

Von Jakobus Friedwart bekamen wir die letzte Nachricht aus dem Donezbecken. Seitdem gilt er als verschollen. Das Schicksal von Minning Hundt blieb lange ein Rätsel, das sich erst vor kurzem aufgeklärt hat. Er ist in Rußland gefallen. Der Jüngste unter den Freunden, Helmuth Schröder, erhielt bei einer Patrouille am Plattensee in Ungarn einen Kopfschuß. Auch für diese

jungen Menschen gelten die Worte, die Rudolf Steiner an die beschützenden Geister der Gefallenen des ersten Weltkrieges richtete:

Geister Eurer Seelen, wirkende Wächter!
Eure Schwingen mögen bringen
Unsre Seelen bittende Liebe
Eurer Hut vertrauten Sphärenmenschen.
Daß, mit Eurer Macht geeint
Unsre Bitte helfend strahle
Den Seelen, die sie liebend sucht!

So werden auch diese drei jungen Menschen von den schützenden Wesenheiten aus der hierarchischen Welt empfangen worden sein. Sie bereiten sich sicherlich in unserer Zeit vor, um in Zukunft als Helfer bei den kommenden Auseinandersetzungen auf unserer Erde dabei sein zu können.

Im Jahre 1943 wurde die Lage im mitteleuropäischen Raum trostlos. Eine Stadt nach der anderen fiel in Trümmer. So auch die Stadt Hamburg, wo wir Worpsweder Feuerwehrleute einen Stadtteil im Flammenmeer aufgehen sahen, dessen Straßen im Teerschlamme zerflossen. Daß es dies Ende mit Schrecken geben werde, war den Einsichtigen klar gewesen. Nur noch die Fanatiker aus den Nazireihen meinten, daß der Krieg noch lange dauern würde. Sie prahlten mit besonderen Waffen, die jetzt eingesetzt würden und den "Endsieg" erzwingen sollten.

Näher rückte der Feind. Bald wurden diejenigen, die Verantwortung trugen, kopflos. Man gab unverständliche Einsatzbefehle aus. Mit anderen Worpswedern, in der Hauptsache Künstlern, bekam ich im Herbst 1944 den Befehl, mich zum Ausheben von Panzerfallen einzufinden. Der Standort des Kommandos war Ritterhude bei Bremen. Den Sinn dieses Unternehmens habe ich nie herausgefunden, wohl aber den Unsinn einer katastrophalen Desorganisation.

Im Ritterhuder Lager hieß es um sieben Uhr morgens "aufstehen", um acht Uhr begann die Abfahrt mit der Bahn über Bremerhaven nach Depstedt, einem einsam liegenden Dorf in Küstennähe. Dort kamen wir um elf Uhr an. Dann erfolgte der anderthalbstündige Marsch zur "Einsatzstätte", wo es dann Zeit war, Mittagserast zu machen. Danach wurde zwei Stunden gearbeitet, hierauf

erfolgte der Rückmarsch zur Bahnstation.

Viele hatten es vorgezogen, während der zwei Stunden im hohen Schilf Mittagsruhe zu halten. Es wußte keiner so richtig, was er tun sollte, weil niemand von den "Führern" richtige Direktiven gab. Doch am Abend in Ritterhude bekamen alle Verpflegung für Schwerstarbeiter.

Ich erfuhr, daß Betriebsleiter sich vertreten lassen können. So schickte ich meinen polnischen Arbeiter zu diesem Einsatz. Nach seiner Rückkehr fünf Wochen später fragte ich ihn, wie ihm die Arbeit bekommen sei. Voller Stolz kam die Antwort: "Chef, sehr gut! Viel Essen, viel Schlaf, wenig Arbeit!"

Es war gut, daß ich mich von dem staatlich befohlenen "Arbeitsdienst" freikaufte, weil ich auf dem "Föhrenhof" nötig gebraucht wurde. Herr Schröder war in Bad Gastein, wo er zur Kur weilte, gestorben und seine Frau war nun allein auf dem Föhrenhof. Mit ihr regelte ich die Hofverhältnisse. Ich nahm die Gärtnerei und Landwirtschaft in Pacht.

Im März 1945 wurde ich zum Volkssturm eingezogen. Dort lernte ich den Worpsweder Pastor B. kennen, der, wie viele seiner Kollegen, mitmachen mußte. Er interessierte sich für Anthroposophie und oft wurden am Abend wertvolle Gespräche über die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners geführt. Es war erstaunlich, wie sich später, nach Beendigung des Krieges, der Pastor dafür einsetzte, daß in die dann neugegründete Waldorfschule Ottersberg viele Kinder von Worpswede und Umgebung hinfahren konnten. Doch blieb der Pastor nicht mehr lange in seiner Gemeinde; er wurde als Superintendent in einen westlichen Landkreis versetzt. Diese Persönlichkeit hatte den Schritt vom Krieg in den Frieden in würdiger Weise vollzogen. Manchem Menschen gelang das nicht. Der Einzug der Besatzungstruppen ist manchem Bewohner Worpswedes zum schweren Schicksal geworden.

Im April 1945 bekamen wir drei Flüchtlingsfamilien auf den Föhrenhof. Diese mußten sich erst in ihre neue Lage hineinfinden und so entstand in Haus und Hof eine neue Atmosphäre. Mit dem heranrückenden Feind verloren wir auch unsere polnische Hilfskraft. Da ich auch durch die Volksturm-tätigkeit mehr beansprucht wurde, so war es nicht einfach, alles im Haus, Feld

und Garten gut in Ordnung zu halten. Unsere Gärtnerin und die beiden Pflichtjahrmädchen bewährten sich durch ihr tapferes Zugreifen sehr. Bald kamen unsere rückwärtsziehenden Fronttruppen durch Worpswede. Ihnen folgte der feindliche Artilleriebeschuß. Gottlob gelang es uns, den Volkssturm schleunigst aufzulösen, um das Dorf vor Schaden zu bewahren.

Die Engländer rückten ein. Der Föhrenhof wurde Quartier des Chefs der Bezirksbesatzung, eines englischen Majors. Dieser Zustand währte einen Monat und erschwerte insofern unseren Betrieb, weil die Zugangswege zur Gärtnerei und zum Hofbetrieb andauernd von Panzerfahrzeugen zerfahren wurden. Aber sonst hatten wir durch den "Feind" nicht zu leiden.

Nicht alle Einwohner Worpswedes kamen so gut weg. Besonders nicht die ehemaligen Parteigenossen. Man wunderte sich, wie genau die Besatzungstruppe darüber orientiert war, wer ehemals zur Partei gehörte.

Ein Problem war die Neubildung des Gemeinderates. Der Besatzungskommandant setzte mich, auf Vorschlag des Pastors, als Mitglied des neugebildeten Gremiums ein. Bürgermeister wurde Herr Maasen, der unterdessen aus dem Konzentrationslager entlassen worden war.

Bei der ersten Gemeinderatssitzung bekamen wir die Nachricht, daß eine Bauersfrau schwer erkrankt wäre und sofort ins Krankenhaus gebracht werden müsse. Da zu der Zeit kaum ein Auto in der Gemeinde vorhanden war, jedoch dem Bürgermeister eines zur Verfügung stand, so fuhr er gleich bei dem Bauernhof vor, um die Erkrankte abzuholen. Ihr Ehemann war darüber so erschüttert, daß ihm die Tränen kamen. Er war nämlich derjenige, der vor Jahren den jetzigen Bürgermeister ins Konzentrationslager gebracht hatte.

In unserem Gemeinderat waren Nachträgerei oder sogar Rachehandlungen verpönt. Später wurde uns noch der Schriftsteller Manfred Hausmann zugeteilt. Mit seinem scharfen Verstand konnte er manche Unebenheiten glätten. Wir waren Nachbarn und nach der Ratssitzung gingen wir gewöhnlich gemeinsam über den Weyerberg nach Hause. Dabei kam ich mit ihm auf Anthroposophie zu sprechen. Er bog das Gespräch immer ab. Ihm blieb, wie auch Rudolf Alexander Schröder, die Sprache des Geistesforschers fremd. Wie seltsam ist

doch die Welt und in ihr die menschlichen Schicksalsfügungen. Beide waren ernste Gottsucher und hatten doch zu den Geistgebieten, welche durch Rudolf Steiners Anthroposophie offen vor den Menschen entfaltet werden, keinen Zugang gefunden.

Nach Kriegsende war die Frage, wie es den verschiedenen Freunden unserer Bewegung gehen mag. Die großen Betriebe des Ostens existierten nicht mehr. Wo waren deren Betreuer geblieben? Man versuchte durch erste Zusammenkünfte von ihrem Schicksal zu erfahren. Nun wurde vorübergehend Stuttgart der Mittelpunkt der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise.

Anläßlich einer Tagung dort führte mich der Weg nach Hepsisau, wo nun mein Freund Albrecht Strohschein lebte. Der jugoslawischen Gefangenschaft entflohen, war es ihm gelungen, durch die amerikanische Besatzungsmacht das Besitztum zu pachten, welches einst der Württembergischen SA als Erholungsheim gedient hatte.

Beim ersten Wiedersehen nach dieser schicksalvollen Zeit umarmten wir uns herzlich. Köstlich war seine Erzählung über sein Erscheinen bei den alten Freunden in Eckwälden nach dem Kriege. Niemand erkannte ihn dort. Es dauerte zwei Tage bis sich das Rätsel um den Wanderer, welchen man dort aufgenommen hatte, löste. Ja! Das Antlitz eines Menschen kann sich ändern nach einer Flucht aus der Gefangenschaft, die er einsam und ohne Gebirgskleidung, Schneefirne und Alpenpässe überschreitend, überstanden hatte! Im Gespräch mit Albrecht Strohschein erwachte in mir der Wunsch, einmal in einer ganz neuen Weise mit einem geistgetragenen Ort verbunden zu werden, wo segensvoll die heranwachsende Jugend betreut wird.

Von Hepsisau aus wanderte ich hinüber nach Eckwälden. Da war die Wiedersehensfreude groß. Meine Freunde erzählten mir, wie in der schweren Zeit Dr. Geraths sich ohne Furcht für das Leben seiner pflegebefohlenen Kinder eingesetzt hatte.

Im Gespräch mit Dr. Geraths erfuhr ich von seinen Erlebnissen in der französischen Gefangenschaft. Sonderbarerweise wußte ich von diesen seinen Er-

lebnissen schon von Dr. Bierende aus Bremen, welcher im selben Lager wie er gefangen gewesen war und mir erzählt hatte, wie für alle Insassen dort die Wirkungsweise des Heilpädagogen wertvoll und segensreich gewesen sei.

Mein Rückweg führte mich über Stuttgart. Ich ging zum Kanonenweg hinauf zu den Ruinen. Ich erinnerte mich an die letzte Monatsfeier der Waldorfschule vor dem Verbot 1938. Die Worte, die damals gesprochen wurden, fielen mir ein: "Das Verbot ist doch nur ein vorübergehender Zustand".

Auch in Hannover besuchte ich Freunde. Unvergesslich ist mir das Zusammentreffen mit dem alten Wächterfreund Georg Groot. Zuletzt sah ich ihn, wie schon geschildert, in Pilgramshain und jetzt hatte er sich als Ostflüchtling in Hannover als Arzt niedergelassen. Wir sprachen über die in der Nachkriegszeit so oft auftretenden Blausäurevergiftungen, mit denen sich viele Verantwortliche des Nazi-Regimes das Leben nahmen.

Als nächtlicher Begleiter Rudolf Steiners von der Schreinerei nach Haus Hansi hatte sich Georg Groot im Jahre 1924 die Wirkungsweise der Blausäurevergiftung erklären lassen. Rudolf Steiner sagte, daß durch diese Vergiftung des Menschen Seele zerstört werde. Sein Lebensleib wird zerrissen und der Vergiftete hat nach dem Tode nicht die geordnete Rückschau auf sein früheres Erdenleben. Er inkarniert sich als Krüppel wieder, weil der Ausgleich erst nach mehreren Inkarnationen eintreten kann.

Als ich zum "Föhrenhof" zurückkehrte, besuchte uns mein Bruder Erwin. Er erzählte, daß ihn seine Frau, als er aus russischer Gefangenschaft zurückkehrte, zuerst nicht erkannte. Das schwere Schicksal der damals in Sibirien Inhaftierten zeichnete sich auch in seinem Antlitz ab.

Unter anderem erzählte er, daß ihn nach tagelanger Fahrt im Güterwagen durch die Einöde ohne Trinkwasser und Brot eine einzige Traube erquickte und mit Lebenskraft erfüllt hatte. Bei dieser Erzählung meines Bruders erinnerte ich mich an die Worte Rudolf Steiners aus den Haager Zyklus über die Weintraube. Alle Triebkraft und Lebenskraft ergießt sich bei dieser Pflanze einzig in die Beere, welche dadurch einen überschäumenden Lebensstoff erhält.

Am 11. Mai 1945 wurde in Hannover der Beschluß gefaßt, die Waldorfschule neu zu begründen. Die Stadt stellte, da das alte Schulgebäude an der Jägerstraße zerstört war, die ehemalige Jugendherberge am Maschsee zur Verfügung. Diese war zu siebzig Prozent zerstört, ein Teil war ausgebaut. Ab Sommer 1946 besuchten unsere beiden Söhne diese Schule. Zu der Zeit war noch längst nicht alles in dem Gebäude weiter repariert. An Stelle der Türen waren noch Decken gespannt. Auch fehlten viele Ziegel auf dem Dach usw.. So war es in der ersten Zeit notwendig, daß die größeren Jungen am Aufbau mitarbeiteten.

Im Spätsommer besuchte ich die Schule und traf dort Herrn Renée Maikowski. Ich erschrak, wie mager er aussah. Auch er hatte im Krieg viel durchgemacht. Er war aber sehr zukunftsgeviß. Nach meiner Verabschiedung rief er mir noch nach: "Wir brauchen einen Gartenbaulehrer".

Im Jahre 1946 hatte ich das Aussehen des Föhrenhofes sehr verändert. Es waren nur noch zwei Lehrlinge da. Gehilfen mußte man aus dem Dorfe engagieren. Eine Schwester meiner Frau half im Haushalt mit.

Zur Herbsteszeit, während meine Frau in Hannover zur Pflege unseres Sohnes Gerhard Michael, der an einer Lungenentzündung erkrankt war, weilte, kamen meine Schwiegereltern und Schwägerinnen als Evakuierte aus der Tschechei auf den Föhrenhof.

Es verging das Jahr 1947 in reger Tätigkeit. Nicht nur im Garten, wo Kompost, die Gemüse, Blumen und Sträucher haben wollten, uns beschäftigten. Ich war auch durch den Gemeinderat sehr beschäftigt, weil ich als Ratsmitglied die Wohnungsverteilung im Dorf verantwortete. Die gerechte Unterbringung der Flüchtlinge wurde der Wohnungskommission nicht leicht gemacht.

Es kam das Jahr 1948 mit ganz neuen Problemen heran. Das Geld wurde entwertet. Infolgedessen nahmen wir die Jungen wieder nach Hause. Es war auch die Zeit, in der mein Pachtvertrag erneuert werden mußte. In den Sommerferien besuchte mein Sohn Gerhard Michael, der in Bremen ein Gymnasium besuchte, seine alten Kameraden in dem Landschulheim der Freien Waldorfschule Benefeld, das sich von der Schule in Hannover abgegliedert hatte. Bei seiner Rückkehr berichtete er, daß Herr Renée Maikowski fragen ließe, ob ich Lust hätte, als Gartenbaulehrer nach Benefeld zu kommen.

Nach reiflichem Überdenken der Situation auf dem Föhrenhof faßte ich den Entschluß, das Benefelder Angebot anzunehmen, zumal ein Schwiegersohn von Frau Schröder den Föhrenhof in seine Verwaltung übernehmen wollte.

Meine Arbeitszielrichtung war nun auf Benefeld gerichtet. Ich machte dann Ende Oktober in Benefeld mit meinen Lehrlingen eine erste Anpflanzung von Bäumen, Sträuchern und Stauden aus meinem Pflanzenbestand. Am 1. Februar 1949 vollzog sich der Hauptumzug mit der Familie und einem Teilbestand der gärtnerischen Einrichtung.

Die Schul- und Heimgebäude der Waldorfschule Benefeld waren zu Beginn des zweiten Weltkrieges für die Verwaltung und als Ledigenheim eines irdischen Munitionswerkes erbaut worden und standen nach Kriegsende zuerst der englischen Besatzungsmacht und einer Entnazifizierungs-Spruchkammer zur Verfügung, bis sie dann für unsere Schulzwecke freigegeben wurden. Das Gelände um die Häuser war ungepflegt und zum Teil als Schuttabladeplatz benutzt worden.

Mit dem Inventarbestand aus meiner Gärtnerei in Worpswede und einer Spende aus der Schweiz wurde unterhalb der Terrasse an der Südseite des Heimes ein Gewächshaus mit anliegenden Frühbeetkästen errichtet. Das Gewächshaus konnte an die Zentralheizung des Heimgebäudes angeschlossen werden.

So war es möglich, gleich richtig gärtnerisch zu arbeiten, während das andere Gelände erst urbar gemacht, die Stubben von den abgesägten großen Föhren ausgegraben und die verschiedenen Müllabladplätze weggeräumt werden mußten.

Die Kinder setzte ich in zwei Gruppen ein. Von meiner Frau wurden sie im Gewächshaus und der Frühbeetanlage unterwiesen mit Erde und Pflanzen umzugehen, während die anderen mit den verschiedenen Werkzeugen im Gelände verteilt in aller Begeisterung schafften. Allmählich hatten wir auch unseren Klassengarten urbar gemacht.

Am Ende des Jahres 1955, als diese Anlage fertig wurde, verschlimmerte sich mein Hüftleiden so sehr, daß ich mich nicht mehr gärtnerisch betätigen durfte. Schweren Herzens mußte ich die zukunftstragende Arbeit mit den Kindern meinem Nachfolger übergeben.

In diesem Jahre waren in meinem Leben dreimal achtzehndreiviertel Jahre, die Mondknotenperioden, abgelaufen.

Mir wurde die Wichtigkeit dieses Zeitpunktes klar. Draußen im Garten konnte ich keine Arbeit mehr leisten. Mehr und mehr ging ich dazu über, eine frühere Feierabendbeschäftigung zu meiner Hauptarbeit zu machen.

Mein Leben lang hatte ich mich für Entwicklungsgeschichte interessiert und arbeitete nun meine Notizen aus. Eine große Hilfe war mir auch die finanzielle Entschädigung, die ich vom gegenwärtigen Staat für die mir während der Nazizeit von der Gestapo entwendeten Bücher erhielt. Die Gerichtsverhandlung, durch welche ich wieder zu meinem Besitz kam, verlief ziemlich eigenartig. Im Wandelgang des Bremer Gerichtshofes las ich den Anschlag:

Angeklagter: Das Deutsche Reich
Ankläger: Karl Lang, Benefeld bei Walsrode
Art der
Anklage: Entwendung von Büchern

Vor der Gerichtsverhandlung besuchte ich noch meinen Hauptzeugen, Frau Adele Schröder, die Frau des verstorbenen Föhrenhofbesitzers, in dessen Haus mir 1941 die Bücher von den Gestapoleuten weggenommen wurden. Ich fragte sie, ob sie zum gegebenen Zeitpunkt, 10 Uhr morgens, zur Verhandlung ins Gerichtsgebäude kommen könne. Sie antwortete, sie hätte noch nie mit einem Gericht etwas zu tun gehabt und wollte das Landgericht nicht betreten. Doch willigte sie ein, den Richter bei sich in der Wohnung zur Verhandlung zu empfangen.

So erschien ich zur gegebenen Stunde vor Gericht und erklärte dort, daß die Hauptzeugin wegen starken körperlichen Gebrechens nicht erscheinen könne und trug die Bitte vor, die Verhandlung in Frau Schröders Wohnung vorzunehmen. So machte sich der Richter mit Sekretärin und mir in seinem Wagen auf den Weg zu Frau Adele Schröder.

Dort wurde der Gerichtshof mit einem gehobenen Frühstück bewirtet und danach verlief die Verhandlung mit positivem Ausgang sehr schnell. Meine Klage wurde als berechtigt angesehen und ich bekam das Geld für die mir entwendeten Bücher ersetzt. So konnte ich mir mit Elan Rudolf Steiners Werke zulegen und mich darin vertiefen.

Auch nahm ich mir vor, diesen mir nun geschenkten "Lebensabschnitt" zu Reisen in die Gegenden zu benutzen, die im Zusammenhang mit dem Lebensgang Rudolf Steiners stehen. Mit österreichischen Freunden zusammen suchte ich das "Jugendland" Rudolf Steiners auf. Die Erlebnisse dort faßte ich in dem Aufsatz "Grenzland" zusammen, der hier folgt:

Grenzland

Im Burgenland in Österreich und in den slowenisch-kroatischen Landgebieten, die südwärts an die Steiermark angrenzen, haben sich bedeutende geschichtliche Ereignisse abgespielt. In vorchristlichen Zeiten beherbergten ihre tiefen Waldgründe Mysterienstätten. Im Mittelalter befanden sich hier Orte der Gralsritterschaft und Burgen der Templer. Betrachten wir zuerst den slowenischen Landstrich südöstlich von Mirabur, dem früheren Marburg.

Südöstlich dieser Stadt liegt an der Drau die Feste Pettau. Zur Zeit des Gralsrittertums regierte dort Gandain, der Großvater Parzivals. In seinem Wappen führte er "den Drachen bekämpfenden Panther". Weiterhin ist in der Skulptur im Wandelgang der Burg ein anderes Wahrzeichen des Gralsrittertums, der Anker, aufgezeichnet. Er deutet darauf hin, daß hier einstmalig Menschen tätig waren, die eine Verbindung der kosmischen Bereiche mit der Erde anstrebten.

An diesen Ort, der am Zusammenfluß von Drau und Grajena liegt, weist das Parzivalepos von Wolfram von Eschenbach hin: "Die Stadt lag, merk es ganz genau, wo die Grajena mit der Drau goldreichen Quellen sich verband". Der Grajenabach ist damit gemeint, der unten an der Feste entlangfließt und sich dann mit der kieselsandhaltigen Drau verbindet.

Von den Zinnen der Burg blickt man über die Ortschaft Pettau in eine Landschaft hinein, durch welche der Ahne Parzivals mit seinem Gefolge zog, mit christlichem Impuls für Ordnung sorgte und seinen Landsleuten Gerechtigkeit angedeihen ließ.

Einen besonderen Eindruck macht der obere Teil der Burg. Man kann sich vorstellen, daß Ruhe und Besinnung in diesen Gemächern den Rittern Kraft zu neuem Tun gab. Wenn man den mittleren Wandelgang durchschreitet und den ehemaligen Rittersaal vor sich hat, werden Bilder von den Beratungen der Ritter lebendig. Der untere Burgteil diente der Wirtschaft. Die vielen Kammern und Kellereien werden in unserer Zeit dazu benutzt, die Besucher der Burg zu bewirten.

Zwanzig Kilometer östlich von Pettau liegt der nächst wichtige Ort. Auf tannenbewaldetem Bergrücken, der vom blauen Wasser der Drau umflossen wird, ragt die Burg Borl (Ankenstein) empor. Dort residierte einst Gamuret.

der Vater Parzivals. Von den Burgzinnen schaut man weit hinaus in die nach dem Südosten sich hinziehende slowenische Ebene. Im Nordwesten erstrecken sich die vom Wasserlauf der Drau unterbrochenen dunklen Wälder des Szentgotthardt-Gebirgszuges.

Auch diese Burg ist im Aufbau dreigeteilt. Doch ist die Anlage weitläufiger. Der langgezogene Bergrücken wurde gut ausgenutzt. Mächtig erheben sich die Burgmauern aus dem Wald. Sie dienten einst als gute Bastionen gegen die anstürmenden östlichen Heervölker. Im Innern der Burg findet man wieder das Wappen mit dem "Drachen bekämpfenden Panther" und dem "Anker".

Die Reise geht ostwärts weiter nach Craljevec (Königsort), der Geburtsstätte Rudolf Steiners. Die Ortschaft liegt auf der durch den Zusammenfluß von Mur und Drau gebildeten Halbinsel. Hier verbindet sich kalkhaltiges Wasser des ersten Flusses mit dem Kiesel des Murstromes. Die dem Reisenden entgegenkommenden Kuhgespanne zeigen an, daß die slowenischen Bauern dieser Gegend noch die alte Arbeitsweise pflegen.

Sie pflanzen in der Hauptsache Mais, Weizen und Gerste. Ihre kleinen Höfe sind von Weingärten umgeben. Auf engem Raum hinter der Rundbogeneinfahrt zum Hof spielt sich das bauerliche Leben ab.

In der Mitte des Dorfes, in einer Bauernreihe eingebettet, finden wir den Ort, wo das Geburtshaus Rudolf Steiners stand. Eine dort angebrachte Tafel weist darauf hin. Das Haus mit dem Geburtszimmer ist bis auf die Hinterwand abgebaut worden. Auf dem freigewordenen Platz erblickte man eine bei unserem Besuch ungefähr zehnjährige Anpflanzung von einer Weide, zwei Apfelbäumen und einer Birne. An der ehemaligen Hauswand ranken drei Reben empor.

Welch seltsamen Einfall hatte doch der Pflanzler in der Zusammenstellung solcher Gewächse an dieser Stelle. Man denkt unwillkürlich an Rudolf Steiners Ausführungen über die Schöpfungsbegebnisse. Die Schilderung der Übergangszeit der Erde von der Schlamm- zu den Mineralisierungsperioden steigt im Gedächtnis hoch. Es ist die Mitte der atlantischen Weltzeit, da Land und Meer sich trennen und die Erde noch von Nebelmassen bedeckt ist. Die Sonnenstrahlen dringen zu ihr vor, erreichen aber noch nicht den Erdboden.

In diesem Weltenfrühling sind die heranwachsenden "kätzchenblütigen" Laubhölzer in der Erwartung der Sonnenstrahlen.

Die Weide erinnert an dieses vergangene Urgeschehen. Erst, wenn die Sonnenstrahlen die Erde erreichen, erscheinen die eigentlichen Blütenpflanzen, deren hervorragende Vertreter der Apfel und die Birne sind. Hierauf dringen die hervorragenden Kräfte in die Schöpfung und erfassen den in dieser sich inkarnierenden Menschen. Zu diesem Zeitpunkt wachsen die Rebengewächse heran. Sie tragen einen Saft in sich, der in besonderer Weise auf den Menschen Ich wirkt, wie aus den Worten Rudolf Steiners im Hager Zyklus: "Welche Bedeutung hat die occulte Entwicklung des Menschen auf seine Hüllen" hervorgeht.

Ein besonderes Geschenk für die Besucher der Geburtsstätte Rudolf Steiners ist diese Anpflanzung. Mit dankbaren Gefühlen scheidet man von Craljevec. Der Weg führt nun nordwestwärts durch das slowenische Land an der Grazer Gegend an Hartberg vorbei. Das Burgenland mit dem Semmering liegt bald vor dem Reisenden. Die Leita begleitet ein Wegstück. Dann erreichen wir die Waldung von Pottschach.

Hier führt uns der erste Weg zum Bahnhof, wo der Vater Rudolf Steiners von 1862-1868 Stationsvorstand gewesen ist. Ein prächtiger Wald schließt sich an. Der Besucher kann sich hier gut vorstellen, wie der heranwachsende Rudolf Steiner das elementar Wesenhafte des Waldgrundes in sich aufnahm. Er schildert es in seinen Lebenserinnerungen mit den folgenden Worten: "Eine wundervolle Landschaft umschloß meine Kindheit. Der Ausblick ging auf die Berge, die Niederösterreich mit der Steiermark verbinden: Der Schneeberg, Wechsel, die Raxalpe, der Semmering. Der Schneeberg fing mit seinem nach oben hin kahlen Gestein die Sonnenstrahlen auf und was diese verkündeten, wenn sie vom Berge nach dem kleinen Bahnhof strahlten, das war an schönen Sommertagen der erste Morgengruß. Der große Rücken des "Wechsel" bildete dazu einen ernststimmenden Kontrast. Das Grün, das von überall her in dieser Landschaft lächelte, ließ die Berge gleichsam aus sich heraus steigen. Man hatte in der Ferne des Umkreises die Majestät der Gipfel und in der Umgebung die Anmut der Natur".

Bevor die Reise weitergeht, schreitet man nochmals über den Bahnsteig, betrachtet die an der Wand angebrachte Tafel mit der Aufschrift, die an Rudolf Steiner erinnert, verweilt einen Augenblick in dem Warteraum, in welchem der Schüler Steiner an kalten Wintertagen am warmen Ofen saß und verläßt die Ortschaft mit unvergeßlichen Eindrücken.

Weiter führt der Weg nach Süden, nach Neudörfel. Dorthin wurde im Jahre 1869 Rudolf Steiners Vater als Stationsvorsteher versetzt, damit sein Sohn in Wiener Neustadt die Oberschule besuchen konnte. Auch an diesem Bahnhofsgelände ist eine Gedenktafel für Rudolf Steiner angebracht.

Von der Station aus führt die Straße ostwärts nach Sauerbrunn. Herrliche Obstanlagen liegen am Weg. Gegen das Bad hin kommt Wald. Dorthin ging, wenn Ferien waren, der junge Rudolf Steiner frühmorgens mit dem Wasserbehälter aus Ton, dem sogenannten "Blutzer", um vier Liter des köstlichen Sauerbrunnwassers nach Hause zu holen.

Die Alpegebirge, die man in Pottschach nahe sieht, sind von Neudörfel aus nur in der Ferne sichtbar. Die Gegend verlockt dazu in den prächtigen Wäldern herumzustreifen, Himbeeren und Brombeeren zu sammeln. In den Lichtungen wachsen die wohlschmeckenden Walderdbeeren. Rudolf Steiner schreibt in seinem Lebensgang, daß er oft mit seinen Eltern diese schöne Gegend durchwanderte, um zur Rosalienkapelle zu gelangen, von der man einen weiten Blick bis nach Ungarn hinein hat.

Gegen Wiener Neustadt zu führt der Weg eine Strecke an der Leitha entlang. In der Stadt steht noch das große Gebäude der Oberschule, durch dessen Eingangspforte der Oberschüler Rudolf Steiner ging.

Rudolf Steiner schreibt über diese Zeit in seinem Lebensgang:

"... die Wirklichkeit der geistigen Welt war mir so gewiß, wie die der sinnlichen. Ich hatte aber eine Rechtfertigung dieser Annahme nötig. Ich wollte mir sagen können, das Erlebnis von der geistigen Welt ist ebensowenig eine Täuschung wie das von der Sinneswelt.

Bei der Geometrie sagte ich mir, hier darf man etwas wissen, was nur die Seele selbst durch ihre eigene Kraft erlebt; in diesem Gefühle fand ich die Rechtfertigung, von der geistigen Welt, die ich erlebte, ebenso zu sprechen, wie von der sinnlichen. Und ich sprach so davon. Ich hatte zwei Vorstellungen,

die zwar unbestimmt waren, die aber schon vor meinem achten Lebensjahr in meinem Seelenleben eine große Rolle spielten. Ich unterschied Dinge und Wesenheiten "die man sieht" und solche "die man nicht sieht".

An der Straße von Neudörfel nach Wiener Neustadt, dem Schulweg Rudolf Steiners, wachsen viele alte Linden. Sie erinnern an die Stelle in seinem Lebensgang, wo er von einem Arzt aus der Kreisstadt erzählt, der dem Schüler auf diesem Wege zum ersten Mal von Lessing, Schiller und Goethe erzählte. Die Wegstrecke von Neudörfel nach Wiener Neustadt beträgt fünf Kilometer. Was heute eine gut befahrbare Straße ist, war damals, vor hundert Jahren, sicherlich noch ein gewöhnlicher Weg für Dorf fuhrwerke. Wenn der Schüler sehr früh zur Schule mußte, konnte er nicht mit der Bahn fahren und abends ohnehin nie, so daß dann der Schulweg drei Stunden dauerte. Jedesmal war dieser Weg ein Grenzgang, denn Neudörfel lag in Ungarn, Wiener Neustadt in Niederösterreich. "Ich kam also täglich von "Transleitanien" nach "Cisleitanien". (So schreibt man offiziell das ungarische und das österreichische Gebiet.) So schreibt Rudolf Steiner in seinem Lebensgang über diese Zeit.

Die Reise geht dann nordwärts zur nächsten Stätte in Rudolf Steiners Lebensweg zum "Gliederer Hof" in Brunn am Gebirge, wo er in den Jahren 1882 bis 1887 lebte. Die Ortschaft liegt angrenzend an das Wiener Südvorland. Im Westen erstreckt sich der Wiener Wald, im Süden der österreichische Schneeberg, fern im Osten erhebt sich die Hügelkette des Leithagebirges.

Brunn ist ein altes Weindorf. Der "Gliederer Hof" gehört mit zu den ältesten Bauten des Dorfes. Seine Bauart zeugt von der "gehobenen Lebensart" der Besitzer, die einst Weinbauern waren. Über dem Hofordurchgang ist ein Beschlag mit einer dämonenabwehrenden Fratze, die aus dem 17. Jahrhundert stammt.

Über dieser Einfahrt lag das Studierzimmer Rudolf Steiners, während er die Technische Hochschule in Wien besuchte. Hier schrieb er die Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften und die "Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung". Durch die Initiative des Anthroposophen Ludwig Müllner ist die Gemeinde Brunn daran gegangen, den "Gliederer Hof",

der im Zerfallstadium war, in den Jahren 1965-1969 zu restaurieren. An der Hauseinfahrt wurde eine Tafel mit der folgenden Inschrift angebracht:
"Der Gliederer-Hof"

Ist ein gotisches Bürgerhaus aus dem 15. Jahrhundert, wurde in der Barockzeit durch Zubauten bereichert und von der Gemeinde Brunn am Gebirge in den Jahren 1965-1969 wieder hergestellt.

In diesem Hause wohnte von 1882-1887 der Goetheforscher und Begründer der Anthroposophie Rudolf Steiner und schuf seine Werke.

Auf Umwegen kommt man in das Studierzimmer Rudolf Steiners, dann zur Erkerstube seiner Eltern und anschließend in die Küche. Die Familie Steiner mit ihrem Sohn, dem Geistesforscher, hat hier in einer sehr kleinen Wohnung gelebt.

Von den Wohnräumen des Hofes führte einst eine Abkürzung über den anschließenden Garten zum Bahnhof, den der Steinervater benutzte und sicher auch der Student Rudolf Steiner. Der Garten hat einen "Lustplatz", von dem aus man weit in die Gegend schauen kann und auch den Bahnhof erblickt.

Unwillkürlich denkt man an den aus "Rudolf Steiners Lebensgang" bekannten Kräutersammler Felix Kokuzki, mit dem der Student in der Eisenbahn zusammentraf: "Er sammelte überall in den dortigen Gegenden die verschiedensten Pflanzen und verstand es, jede einzelne Pflanze aus ihrem Wesen, aus ihren occulten Untergründen heraus zu erklären. In jenem Manne waren ganz ungeheure occulte Tiefen. Es war bedeutsam, was mit ihm besprochen werden konnte, wenn man ihn auf seinen einsamen Wanderungen begleitete."

Rudolf Steiners Unterredungen mit Felix Kokuzki trugen zur Ebnung des Weges zum "Meister" bei, der später zu ihm die Worte spricht: "Du wirst dann Sieger über den Drachen werden, wenn Du in seine Haut schlüpfst. Den Stier mußt Du bei den Hörnern packen. Ich habe Dir gesagt, wer Du bist, Gehe hin und bleibe Du selbst."

Die Michaelmacht sucht sich auf der Erde die Orte aus, an welchen sie durch ihre "Grenzgänger" wirken kann. Im österreichisch-slowenisch-kroatischem Grenzland findet man solche. Es ist des Reisenden Wunsch, nach weiteren

Stätten zu suchen, in denen die Menschen früherer Zeiten für Fortschritt und kulturellen Aufstieg wirkten. Die Reise geht südwärts nach den Burgen Lockenhaus, Bernstein und Schlaining. Beim Betreten dieser Orte denken wir an die mittelalterlichen Szenen aus Rudolf Steiners "Die Prüfung der Seele". Diese Stätten gaben dem Geistesforscher viel für den Aufbau der Mysteriendramen.

Dem Wirken der Tempelritter in diesen Burgen im Auftrage der Michaelmacht, ihrer "Grenzüberschreitung", wird durch die arhimanische Gegnerschaft das Ende bereitet. Wenn man die um die Burgen führenden Pfade abschreitet, fühlt man einen Boden unter sich, der bei schweren Menschheitsauseinandersetzungen Zeuge war.

Die Reise geht weiter südwärts. Feinster Nebeldunst, welcher dem Menschen den Himmel so nahe bringt, lagert auf uns entgegenkommenden Höhenzügen. Zu diesen wanderte einst vor fünftausend Jahren, in der urägyptischen Kulturepoche, Gilgamesch, der König von Uruk. Nach dem Tode seines Freundes Eabani hoffte der Einsame in diesen Gefilden an heilsamen Quellen neue Lebensfrische zu erlangen. Hier traf er auf Utnapischtin, einem Hohenpriester Hybernias. Über diese wichtige Begegnung sprach Rudolf Steiner während der Weihnachtstagung am Vormittag des 26. Dezember 1923 in Dornach.

Während der Fahrt durch dieses Bergland mit dem weiten Ausblick nach Osten, wird man angeregt, weitere Orte, von denen für die Menschheit wichtige Kulturströmungen ausgingen, aufzusuchen.

Artusburg Tintagel

Im Hochsommer des Jahres 1924 sprach an Englands Südküste, in Torquai, Rudolf Steiner vor den Mitgliedern der anthroposophischen Gesellschaft über die Welten, welche sich dem Menschen offenbaren, wenn er durch die Todespforte schreitet. Von diesem Küstenort mit subtropischem Klima fuhr Rudolf Steiner von englischen Freunden eingeladen nordwestwärts durch die Landschaft Devon über das Dartmoor nach Tintagel zur Artusburg. Dort schilderte er die Aufgabe der Artusritter im Geisteskampf des früheren Mittelalters. So kam in mir der Wunsch, diese Stätte kennenzulernen, der mir dann von

Freunden aus Salcombe erfüllt wurde.

Auch unsere Reise führte über das Dartmoor. Hier finden sich Bezirke der ersten nachatlantischen Menschheitsstätten. Steinwälle in Kreisform angelegt, zeugen vom Leben der Steinzeitmenschen. Die Hügellandschaft wird an erhöhter Stelle vom Cumbestor überragt, das durch die Zusammenstellung von gewaltigen Steinen als ehemaliges Kulturzentrum anzusehen ist. Um dieses Monument befinden sich in Kreisform weitere Steinbauten mit ihren Rock Fels Bassins, in welchen der Gottheit die Opfer dargebracht wurden. Schaut man von diesem Ort in die Weite, dann gewahrt man im Umkreis den Horizont abschließend eine große Hügelkette. Man steht vor einer Landschaft ureigenster Art, die ihresgleichen sucht. Sie wird noch urwüchsiger, wenn man sich der vom Sturm zerfetzten Atlantikküste nähert.

Auf zerrissener Felsengruppe liegen die Überreste der Artusburg. Einstmals auf einem einheitlichen Felsenmassiv aufgebaut, wurde sie durch den Einbruch der mittleren Steinpartie in zwei Teile geteilt. Mit einer massiven hochragenden Brücke verband man die Burg, doch dieses Verbindungsglied wurde bald Opfer des sturmbewegten Meeres.

Von dem schroffen Felsenmassiv landeinwärts, an höchster Stelle des einen Burgteilrestes erleben wir auf dem Meer bei sonnigem Wetter die White Horsies, die "Weißen Pferdchen", wie die Schaumwellen von den dortigen Fischern benannt werden. In der Sonnenbestrahlung glitzern diese Wellen und man glaubt, elementare Wesen körperhaft auftauchen und wieder verschwinden zu sehen.

Steigt man von diesem erhöhten Ruinenrest in praller Sonne auf trockenem Schiefer die steile Treppe zum tiefsten Punkt der Burg, zur Merlinshöhle hinunter, dann kann man in diesem Raum ein Wogen von Farben in Hell und Dunkel in einer fast unglaublichen Eindrucksstärke beobachten. Man kann sich in die Welt der Undinen, die an einer solchen Stelle das belebende Element bilden versenken.

Zur Ebbezeit ist es möglich, weit in die Höhle vorzudringen, so daß man an derem anderen Ende wiederum das blaue Meer vor sich sieht. Aus der Tiefe ertönen seltsame musikalische Laute, ähnlich denen, die eine Muschel von sich gibt, wenn man sie ans Ohr legt. Zur Flutzeit schlagen des Meeres

Wogen im Innern der Höhle wild zusammen. Donnernd prallen die Wasser von beiden Seiten an die Wände. Schaum tropft herunter. Aber bei heller Witterung lassen die einbrechenden Sonnenstrahlen alle Regenbogenfarben in die Erscheinung treten, während bei Regen durch unheimliche Nebelbildung Dunkelheit herrscht, die eine bedrückende Stimmung auslöst.

Geht man von dieser unteren Region zu der Stelle hin, wo noch der Rest eines Tores darauf hinweist, daß hier ein Eingang in die Burg gewesen ist, dann ragt rechts eine wilde Felspartie mit Zerklüftungen hoch. Dort ist das Reich der Pixis, der Elementarwesen zwischen Undine und Sylve, die manchem Fischer der Umgebung noch bekannt sind.

Auf der Artusburg lebt man inmitten der Naturgeistigkeit. Man hat Glück, wenn man bei klarem Wetter seinen Fuß über trockenes Felsengestein setzen kann. Denn schon im nächsten Augenblick prasselt Regen herunter. Die Schieferfelsen sind dann glitschig und alles ist in Nebel gehüllt.

In diesem großartigen Naturweben lebte König Arthur mit seinen Gefährten. Zur Dämonbekämpfung in den ihnen anvertrauten Ländern schulte sich hier die Ritterschaft, indem sie sich den Naturgewalten widersetzte. In der Höhle unten hielt sie Zwiesprache mit den Elementenwesen. Durch sie inspiriert, konnte sie von den Menschen den Dämoneneinfluß abhalten.

Wenn wir in unserer Zeit die notwendigen Bewußtseinskkräfte entwickeln, wozu uns die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners die Anregung gibt, wird es uns auch heute möglich sein, uns gegen die dämonischen Kräfte zu wappnen.

Die gegenwärtige Zusammenballung militärischer und wirtschaftlicher Kräfte gefährdet unsere Zukunft. Wenn an vielen Orten Kulturstätten geschaffen werden, in denen Geisteswissenschaft gepflegt wird, dann ist es der Schutzwall gegen die drohenden Gefahren. Seien wir gewiß, daß der Zeitgeist Michael schützend hinter allen Bestrebungen steht, die versuchen, zukunftsragenden Aufbau im Sinne der anthroposophischen Bewegung zu leisten.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	
Kindheit und Jugend	3
1. Weltkrieg	10
Burgberg	24
Rheinburg	30
Barkenhoff	36
Heidelberg	51
Dornach	63
Vysoky Ujezd	97
Eckwälden	104
Worpswede	110
Gegenwart	123
Ausblick	135

S. 75 Alex. Graf Kays. - Kurs vorrindenburg
S. 79 Sonne - Abreise nach 4, 6
S. 80 Appell zum Kurs 24

Vom Verfasser sind in den Jahren 1966 - 1970 erschienen:

Die Drei Weltalter	DM 4,--
-Tierkreiseinwirkung im Schöpfungsgeschehen- 64 Seiten	
Nährstoffe aus dem Pflanzenreich	DM 4,--
-Die Verschiedenartigkeit der Gewächse im Entwicklungs- geschehen und ihr Zusammenhang mit dem kosmischen Umkreis- 64 Seiten	
Die Entfaltung der Menschwesenheit	DM 5,--
78 Seiten	
Kriemhilde	DM 5,--
-Schicksalsaustragung in Mitteleuropa- 62 Seiten	

Zu beziehen durch den Selbstverlag:

Karl Lang 3036 Bomlitz-Benefeld Rosenweg 17 Tel. (05161) 4367